

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Pater Joseph Kentenich
Patrozentrische Frömmigkeit

J. E. Eigenmann
Dienst der Vaterschaft
in Christus

Joseph Schmitz
Gedanken um das
Hausheiligtum

Engelbert Monnerjahn
Dachau 1942 (IV)

2. Jahrgang

Heft 4

Oktober 1967

K 3412 F

Inhalt:

Pater Joseph Kantenich

Patrozentrische Frömmigkeit 149

J. E. Eigenmann

**Dienst der Vaterschaft
in Christus.
Gedanken zum Priesterbild
des Konzils 155**

Benjamin Pereira

Der heilige Ort 166

Joseph Schmitz

**Gedanken um das
Hausheiligum 173**

Engelbert Monnerjahn

Dachau 1942 (IV) 183

Buchbesprechungen 197

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Welgand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn und M. Isabell Nei
Anschrift der Schriftleitung: 54 Koblenz-Metternich, Trierer Straße 388

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 1064, Telefon 40217

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 12,— zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 3,50

Bei Adressenänderungen

bitten wir, das zuständige Postamt auch darauf hinzuweisen, daß ein Abonnement für REGNUM im Zeitschriftendienst besteht. Das vereinfacht die postalische Zuweisung an die neue Anschrift und hilft Verzögerungen zu vermeiden.

Patrozentische Frömmigkeit

Von Pater Joseph Kentenich

In der Schönstattfamilie haben wir uns seit Jahr und Tag mit Dingen auseinandergesetzt, die nun auch im Raum der Kirche allmählich öffentlich geworden sind. Wir beschäftigten uns zum Beispiel mit dem großen Thema einer Philosophie und Theologie der Geschichte und stellten die Frage: Was ist der Sinn der Weltgeschichte als Heilsgeschichte? Unsere Antwort lautete: Von Gott aus gesehen: sieghafte Heimholung – von seiten der Menschen: sieghafte Heimkehr der Auserwählten durch Christus Jesus im Heiligen Geiste zum Vater. Für uns Menschen gilt also: Heimwärts zum Vater geht der Weg! Der Heiland hat uns das in klassischer Weise gesagt und dabei auf sich selber als das große Musterbild hingewiesen: „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen. Ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater“ (Joh. 16, 28).

Was bedeutet für uns diese patrozentrische Einstellung und Frömmigkeit im einzelnen? Wir wollen einige Ausdrücke leicht aneinanderreihen, über die wir das eine oder andere zu sagen wagen.

1. Der erste Ausdruck ist ein Wort von Dante. Er sieht die ganze Heilsgeschichte an als eine *göttliche Komödie*. Eine gewichtige Aussage! Lassen Sie mich zunächst daran erinnern, daß der Begriff „Komödie“ bei Dante nicht, wie es bei uns heute der Fall ist, Lustspiel bedeutet, sondern einfachhin allgemein Theaterstück, Spiel. Wer hat dieses Schauspiel entworfen, gedichtet? Wir geben die Antwort: Gott ist es, der das Schauspiel unseres Lebens konzipiert und geschrieben hat: seine unendliche Weisheit, seine unendliche Liebe, seine Allmacht. Und in diesem Lebensplan hat der göttliche Dichter jede kleine und kleinste Kleinigkeit vorhergesehen. Darauf macht der Heiland uns aufmerksam, wenn er spricht: Nicht einmal ein Härchen fällt von unserem Haupte, ohne daß dies hineinbezogen ist in diesen unermesslichen göttlichen Weisheits-, Allmachts- und Liebesplan. Schlichte Volksfrömmigkeit hat dafür die Verse geprägt: „Nichts geschieht von ungefähr, / von Gottes Güt' kommt alles her.“

Wir fragen weiter: Wer spielt in dieser göttlichen Komödie die Hauptrolle? Auch diesmal muß die Antwort lauten: der lebendige Gott. Mag die Welt bersten, mag mein Leben daran sein zu zerrinnen, mag ich mißhandelt, mögen Lebensfäden durchgeschnitten werden, der Hauptspieler hinter all diesen Ereignissen ist immer Gott. Unsere Eltern und Großeltern waren von diesen Wahrheiten tief durchdrungen; wir heutigen Men-

schen dagegen, vor allem wenn wir Wissenschaftler sind, rätseln und rätseln immer wieder daran herum, und darin liegt nicht geringe Tragik gerade für das heutige Christentum, im besonderen auch für religiöse Denker, für Theologen: über das Grübeln und Disputieren kommen wir nicht hinaus, wir kommen nicht zum Leben, zum Leben aus und mit der Tatsache, daß in der göttlichen Komödie der Weltgeschichte Gott die Hauptrolle spielt. Dabei gilt es, besonders an das Grundgesetz des Gottesreiches und an den Grund aller Gründe für alles Leben und Wirken im Schoße des Dreifaltigen Gottes und im Weltgeschehen zu denken: an die Liebe. „Gott ist die Liebe“, sagt der hl. Johannes, und Duns Skotus, einer der großen Theologen des Mittelalters, entschleiert uns Tiefstes über das Geheimnis des Weltgeschehens, wenn er das Wort prägt: „Deus quaerit condiligentes se.“ Das will zunächst heißen: Gott hat mich geschaffen, damit er mich lieben kann. Und weiter: Gott hat mich, hat uns, hat die ganze Welt geschaffen, nicht nur damit er uns lieben kann, sondern daß wir mit ihm lieben, was er liebt und wie er es liebt. Eine ungemein erhabene, schöne, wundersame Welt beginnt da vor uns aufzusteigen. Was aber ist die Rolle, die der Mensch in der göttlichen Komödie zu spielen hat? Er kann nur eine Nebenrolle spielen, und selbst diese Nebenrolle spielt er nicht allein, weil der lebendige Gott letztlich jede einzelne Nebenrolle mitspielen muß. Wenn er sie nicht mitspielt, können wir sie nicht spielen. Die Geschulten unter Ihnen spüren, um was es geht: um die schwere Frage des Thomismus und Molinismus. Persönlich möchte ich meinen, es kommt die Zeit, da der Molinismus weniger hoch im Kurs steht als bislang und der Thomismus stärker in den Vordergrund gerückt wird, weil wir uns sonst viele Rätsel im Weltgeschehen nicht deuten können. In der Praxis des Lebens ist es wohl so, daß man in jungen Jahren lebt, als wäre man Molinist, selbst wenn man Thomist ist. Doch wenn wir älter werden, kommen wir alle, auch wenn wir in der Theorie Molinisten sind, mehr und mehr zum Thomismus.

2. Lassen Sie mich den zweiten Ausdruck sagen: Der Sinn des Lebens, der Sinn der Weltgeschichte, der Sinn der Heilsgeschichte ist ein spannungsreiches *Liebesspiel* zwischen Vatergott und Vaterkind. Da haben wir wieder das „Spiel“. Was vorhin einschlußweise gesagt wurde: daß in der göttlichen Komödie ein Liebesplan verfolgt wird, wird jetzt in besonderer Weise in den Vordergrund gestellt. Damit ist Wesentliches über das Verhältnis Gottes zu uns Menschen ausgesagt.

Was aber bedeutet der Ausdruck „Liebesspiel“ näherhin?

Wo es sich um Spiel handelt, da ist *Gelocktheit*. Im Spiel steckt zwar auch Kraft, doch ist die Kraft gelockert, emotional. So will auch unser Verhältnis zu Gott innerlich gelockert sein, gelockert und geöffnet. Das ist eine Auffassung, die heute viele Freunde hat. Gegenüber früheren Anschauungen wird heute ja vielfach sehr betont, daß die Spontaneität des Menschen Gott gegenüber erhalten und gesichert bleiben müsse. Der Mensch solle nicht auf der ganzen Linie nur Willensmensch sein, sondern in seinem Leben, auch in seinem Leben als Christ, der Spontaneität Spielraum lassen. Allerdings, wie vieles heute, wird das überbetont. Es muß heute aber auch alles emotional, alles

spontan vor sich gehen. Wenn zum Beispiel das Konzil lehrt, der Laie müsse mündig werden, so wird die Mündigkeit nicht selten darin gesehen, ein Mensch zu sein, der ohne Gesetz lebt, der keinen Brauch mehr kennt – ein moderner Existentialist, der jede Bindung leugnet und sich hemmungslos den Strömungen ausliefert, die gerade durch die Zeit hindurchgeistern. In diese Strömungen wirft man sich hinein, mögen sie nach oben oder nach unten ziehen, mögen sie Gift ausströmen: man läßt sich hin und her reißen. Ja, das ist alles Emotionalität – aber! Ähnlich geht es vielfach bei der Reform der Erziehung zu, die man heute unternimmt. Für mich geht man da entschieden zu weit. Es wird eine Mündigkeit vorausgesetzt, die weder bei der Mehrheit noch bei der Elite des Volkes gegeben und im Grunde auch nicht denkbar ist. Man wendet da gerne das bekannte Wort des hl. Augustinus an: „Liebe, und dann tue, was du willst!“ Dabei setzt man voraus, was nicht vorhanden ist. Wer von uns liebt denn ständig und liebt so, daß er sagen kann: Die Liebe drängt mich, mich treibt nichts als die Liebe? In der Ewigkeit werden wir diesen Zustand einmal kennen, nicht jedoch hier auf Erden. Nein, es gibt ein „agera a natura“ und ein „agere a proposito“, ein spontan aus und gemäß der eigenen Natur hervorbrechendes Handeln und ein Handeln nach willensmäßigem Vorsatz. In der Vergangenheit ist das „agere a proposito“ überspitzt kultiviert worden. Heute wird das „agera a natura“ überbetont: die Natur soll spielen, wie sie will. Was aber spielt diese Natur nicht alles zusammen, da sie doch innerlich so krank und so zerfetzt ist?

Wir halten bei alledem fest: Unser Leben soll ein Liebesspiel, ein Spiel des Vaterkindes mit dem Vatergott sein, das auch alles Emotionale in uns weckt. Doch gehören wir nicht zu denen, bei denen es überhaupt nichts Willensmäßiges, sondern nur noch Spontanes geben soll. Dazu übersehen wir nicht, daß dieses Spiel immer etwas Wagnismäßiges in sich schließt, Entscheidung und Einsatz. Im Falle des Spiels mit Gott geht es wahrhaftig um eine wichtige Entscheidung, nämlich um nichts weniger als unsere ganze Ewigkeit.

3. Dieses Liebesspiel, so meine ich beifügen zu dürfen, ist ein eigenartiges *Versteckspiel*, ein *Suchspiel* und *Findspiel*. Wenn wir uns anschauen, wie ein echter Vater, eine echte Mutter im gewöhnlichen Leben mit ihrem kleinen Kinde umgehen, dann können wir feststellen: Wie häufig spielen sie Verstecken! Was will die Mutter damit? Das Kind soll suchen und soll von innen heraus Sehnsucht nach der Mutter bekommen, und wenn sie sich gefunden haben, wie sind sie glücklich miteinander! Oder ein anderes Bild: Ein Vater nimmt sein Kind aus der Wiege er wirft es in die Höhe. Wie reagiert das Kind? Ja, wenn ein anderer das mit ihm täte, dann würde es voller Schrecken zu schreien beginnen. Nun aber, da es der Vater ist, bleibt es frei von Angst, denn es weiß: die sichere und gute Hand des Vaters fängt es wieder auf.

Angewandt auf das übernatürliche Leben: Wenn wir hinausschauen in die Praxis des ewigen Vatergottes, wie sie uns in der Hl. Schrift entgegentritt, wie verfährt er da mit seinem eingeborenen Sohn, dem einzigartigen Vaterkind? Spielt er nicht auch Verstecken mit ihm? Er versteckt sich am Ölberg, er versteckt sich am Kreuz. Der Eingeborene aber antwortet darauf, indem er ständig den Vater sucht und ständig auf den Vater ausgerichtet bleibt.

Gehen wir auch kurz auf das Verhalten des Gottmenschen ein. Wir stellen in seinem Leben immer wieder ein Versteckspiel fest: er versteckt sich im Schoße seiner gebenedeiten Mutter, in seiner menschlichen Natur, versteckt sich — fast möchten wir so sagen, wenn wir an das Leiden des Herrn am Kreuze denken — in die Gestalt eines armseligen Wurmes (es wird ja von ihm gesagt, er sei „ein Wurm und kein Mensch“, Ps. 21, 7); er ist auch versteckt in der Brotsgestalt.

Sehen wir weiter zu! Versteckt der liebe Gott sich nicht in und hinter den Menschen, sowohl hinter denen, die uns Gutes, wie auch hinter denen, die uns Übles tun? Denken wir an das Bild von der Hand: Vaterhände sind immer gütige Hände, aber im Alltagsleben erscheinen sie nicht immer als solche. Oft sind darüber eiserne Handschuhe gestreift. Das Meisterstück unseres Lebens besteht nun darin, auch hier, auch hinter eisernen Handschuhen, Gott zu suchen und zu finden. „Deum quaerere, Deum invenire, Deum diligere in omnibus tum in rebus tum in personis tum in circumstantiis = Gott suchen, Gott finden, Gott lieben in allem: in allen Dingen, in allen Personen, in allen Umständen und Ereignissen!“ Mehr als je ist das heute die große Aufgabe. Wir wollen und dürfen nicht herumphilosophieren, bis uns alles entschwunden ist; es gilt, nicht nur über Gott nachzudenken, zu theoretisieren, sondern sich auf ein Leben mit Gott einzulassen und Gott zu suchen, zu finden, zu lieben, auch durch eiserne Handschuhe hindurch, und in ihnen die gütige Hand des Vaters zu entdecken.

Eine große Mystikerin hat das Bild von der Hand ein wenig anders gebraucht: der liebe Gott leiht sich Hände, und auch das können Hände sein, die sowohl wehe als auch wohl tun. Wir begreifen das alles freilich nur, wenn wir von neuem ein Auge bekommen für die objektive Durchgöttlichkeit des Lebens, die Gottergriffenheit der Schöpfung. Es geht hier um Allerwesentlichstes, und zwar um die ganze Wucht des Verhältnisses zwischen Erst- und Zweitursache. Das ist in allen Auseinandersetzungen heute das letzte Problem. Was sonst man sagt, denkt und tut, mag wertvoll sein, trifft aber nicht das Letzte, wenn es nicht mithilft, den Gottesgedanken, das Verhältnis Gottes, der Erstursache, zu den geschöpflichen Zweitursachen zu klären, zu sichern und wieder einzuprägen. In diesem Zusammenhang muß gesehen werden, was wir in Schönstatt nennen das Weltregierungsgesetz, das Weltordnungsgesetz und das Weltvervollkommnungsgesetz. Nach dem Weltregierungsgesetz wirkt Gott durch Zweitursachen nach dem Gesetz der organischen Übertragung und Weiterleitung. Das Weltordnungsgesetz macht uns darauf aufmerksam, daß die Schöpfung gestufte Ordnungen kennt, wobei die verschiedenen Ordnungen nicht unverbunden nebeneinander bestehen, sondern lebendig aufeinander bezogen sind, und die niedere Ordnung Ausdruck, Mittel und Sicherung für die höhere Ordnung ist und umgekehrt. Das Weltvervollkommnungsgesetz schließlich besagt, daß der liebe Gott unter den Zweitursachen immer wieder solche erwählt und mit sich verbindet, die sogenannte „ausgezeichnete Fälle“ sind und eine überragende Aufgabe zu erfüllen haben. Von hier aus, das sei ganz kurz angemerkt, hat man eine ganz neue Sicht auf die Gottesmutter und die Mariologie. Schwierigkeiten mit der Mariologie beziehungsweise mit der Stellung und Rolle der Gottes-

mutter hat man überall da, wo man nur eine Gottunmittelbarkeit kennt, nicht aber ein Verhältnis von Erstursache und Zweitursachen, wie es in den erwähnten drei Gesetzen zum Ausdruck kommt.

4. Sagen wir in unserem Zusammenhang ein weiteres Wort: Das Liebesspiel mit Gott ist ein überaus schweres Spiel, weil es höchste Forderungen an uns stellt. Gar nicht selten bekommt es den Anschein, als sei es ein unberechenbares *Kegelspiel*, in dem alles durcheinandergewirbelt wird und keineswegs alles auf eine klare, logische Gesetzmäßigkeit zurückgeführt werden kann. Wir kennen das klassische Bild, das die kleine hl. Theresia anwendet. Sie möchte ein Ball in der Hand Gottes sein, und zwar ein Ball, mit dem er Tag für Tag spielen darf; Gott darf den Ball in die Luft werfen, auf ihn treten oder ihn auch in der Ecke liegen lassen. Was soll das für uns heißen? Wenn unser Leben ein Ball- oder Kegelspiel in der geschilderten Form ist, dann gibt es in unserem Leben wie im Weltgeschehen ungezählt viele Dinge, die mit rein natürlicher Vernunft nicht zu deuten sind. Da gibt es nur eins: totale und radikale Auslieferung an den lebendigen Gott! Da kann ich nicht behaupten: „Alles, was Gott an mir tut, wie er mich behandelt, geht mir auf!“ Das geht nur auf, wenn ich das Dunkel meines Lebens erleuchte durch die unerschütterliche gläubige Überzeugung: „Denen, die Gott lieben, gereichen schlechthin alle Dinge zum Besten“ (vgl. Röm. 8, 28).

5. Das Liebesspiel dürfen wir schließlich als ein *Schachspiel* betrachten. So sieht es jedenfalls die große hl. Theresia von Spanien. Bei einem Schachspiel geht es letztlich darum, den König schachmatt zu setzen. Wer aber bringt das fertig, wer ist dazu bestimmt? Für Theresia vermag das auf dem ganzen Schachbrett nur eine Figur: die Königin — und diese Königin, das ist der Mensch, das ist sie selbst. Sie vermag den König schachmatt zu setzen, weil sie Königskind ist und — darauf ist besonders zu achten — solange sie Königskind ist, ausgestattet mit adeliger, königlicher, göttlicher Würde. In diesem Bild, so scheint mir, wird eine Aufgabe angezeigt, die wir in unseren Tagen unbedingt wieder von neuem anpacken und lösen müssen. Es gab in unserer Schönstattgeschichte eine Zeit, da haben wir diese Aufgabe klar vor uns gesehen — damals, als die ersten Wellen der liturgischen Bewegung durch die Lande rauschten und in der Christusgliedschaft, im Corpus Christi mysticum die Wurzel aller liturgischen Frömmigkeit freigelegt worden war. Ich meine, das müßte heutzutage wieder neu gesehen, neu gelehrt, neu gezeigt werden, vor allem wenn wir ein neues Menschentum im Sinne der Kirche am neuesten Zeiteufer in uns verkörpern wollen. Es geht da um unsere Standeserhöhung als Menschen, um unsere Erhebung aus dem bloß Naturhaften ins Göttliche, wie Petrus es sagt: „teilhaftig der göttlichen Natur“ (2 Petr. 1, 4). Muß man demgegenüber heute nicht fragen: Drängt nicht alles weg vom Göttlichen? Gehört das nicht zum Furchtbarsten unserer Zeit, daß alles nivelliert wird, daß Naturalismus und Rationalismus Trumpf sind? Der Mensch aber, der nur Natur und schließlich nur noch Naturhaftigkeit kennt, kennt morgen keine Religion von oben mehr, sondern nur noch eine Religion von unten. Eine Religion von unten aber ist immer eine subjektive Religion, ein Produkt immanenter Triebe, und endet in der Vergötzung der eigenen Triebe. Es bestätigt sich das alte

-Gesetz: Wo der Mensch nicht emporwächst in das Göttliche, da sinkt er immer tiefer hinein in die Tierheit. Wir erinnern uns an das Wort von Hergentröther: Humanität ohne Religiosität wird zur Bestialität und endlich zur Brutalität.

Es gibt heute viele Dinge, die wir für wichtig halten, so z. B. unsere menschliche Freiheit. Doch sind diese Dinge die wirklich wichtigsten? Es steht heute das Letzte auf dem Spiel: die Frage nach Gott, die Frage: Ist Gott eine Realität? Gibt es einen lebendigen Gott? Ist die übernatürliche Ordnung eine reale Ordnung? Oder ist das alles nur Einbildung? Darum ist es an der Zeit, daß wir umdenken, uns umorientieren und wieder nach Idealen streben. Unser Leben darf nicht in die Tierheit versinken. Wir müssen uns wieder besinnen auf unsern königlichen, göttlichen Adel. Nur die Königin, das Königskind vermag den König schachmatt zu setzen — freilich nur dann, wenn es sich nicht neben und erst recht nicht über den König erhebt, sondern in Demut ganz aus seiner Kontin- genz dem König und Vater gegenüber lebt.

Dienst der Vaterschaft in Christus

Gedanken zum Priesterbild des Konzils

Von J. E. Eigenmann

Man hat dem II. Vatikanum vorgeworfen, daß es bedeutende Ausführungen über die Bischöfe wie über die Laien gemacht, jedoch den Priestern und ihrer Stellung in der Kirche kaum Beachtung geschenkt habe. Tatsächlich sprach der erste Entwurf der Kirchenkonstitution (1962) nur in knapp zehn Zeilen vom Priestertum. Die Diskussion in der Aula hat aber neue Wege gewiesen und ein tieferes Überdenken der Frage gefordert. Was heute im Artikel 28 am Schlusse der Konstitutio „Lumen Gentium“ über das Priestertum steht, ist nicht viel. Aber es ist wertvoll, da es im Zusammenhang mit dem neuen Verständnis der Kirche, des Bischofsamtes und der Stellung des Laien gesehen werden muß. Noch stärker aber lassen das „Dekret über die Erziehung zum Priestertum“ und auch das „Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe“ die Konturen des neuen Priesterbildes hervortreten¹.

I

Die Texte des Konzils sprechen von dem dreifachen Amt, das die Bischöfe als Nachfolger der Apostel erhalten haben, vom Amt „des Lehrers, Priesters und Hirten“. An Gottes Stelle stehen sie der Herde vor, deren Hirten sie sind, als Lehrer, im Vollzug der heiligen Liturgie, im Dienst der Leitung (KK 20). Christus selbst wirkt als Lehrer, Priester und Hirte in den Bischöfen. „... durch deren erhabenen Dienst verkündet er allen Völkern Gottes Wort und verwaltet für die Glaubenden immerfort die Sakramente des Glaubens. Durch ihren väterlichen Dienst (vgl. 1 Kor 4, 15) fügt er seinem Leib kraft der Wiedergeburt von oben neue Glieder ein. Durch ihre Weisheit und Umsicht endlich lenkt und ordnet er das Volk des Neuen Bundes auf seiner Pilgerschaft zur ewigen Seligkeit“ (KK 21).

Auch die Priester besitzen dieses dreifache Amt, freilich nicht in der ganzen Fülle und dazu nur in Abhängigkeit von den Bischöfen. Aber auch sie sind „zur Verkündigung der Frohbotschaft, zum Hirtendienste an den Gläubigen und zur Feier des Gottesdienstes geweiht und so wirkliche Priester des Neuen Bundes“ (KK 28). Wie die Bischöfe, so

¹ (KK) Dogmatische Konstitution über die Kirche, Paulus Verlag Recklinghausen, 1966.

(DP) Dekret über Dienst und Leben der Priester.

(DBi) Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche.

(DEP) Dekret über die Erziehung zum Priestertum, alle Rex Verlag Luzern, 1966.

haben auch die Priester Vollmacht und Auftrag, das Wort zu verkünden, das Herrenmahl zu feiern und die Gläubigen zu versöhnen, sie im Geiste zum Vater zu führen, wahre Hirten zu sein.

Diese dreifache Aufgabe des priesterlichen Amtes, das Volk Gottes zu lehren, zu heiligen und zu weiden, wird vom Konzil als Vaterschaft bezeichnet. Die Bischöfe haben eine „Vater- und Hirtenaufgabe“ (DBi 16). Was hier von „munus regendi“ speziell gesagt wird, gilt von der priesterlichen Tätigkeit als Ganzem. Wie der biblische Ausdruck „Hirte“ viel umfassender ist und sich nicht auf die Funktion des Regierens beschränkt, so meint auch „Vaterschaft“ die ganze priesterliche Tätigkeit. Durch den „väterlichen Dienst“ (KK 21) fügt Christus seinem Leib kraft der Wiedergeburt von oben neue Glieder ein. — Auch von den Priestern wird gesagt, daß sie „das so vornehme und notwendige Amt des Vaters und Lehrers im Volke Gottes ausüben“ (DP 9). Ihr Amt wird geradezu als „Dienst der Vaterschaft“ (DP 16) bezeichnet.

1. Priesterliche Tätigkeit ist Vaterschaft, weil es in allen drei Funktionen einzig und allein um die Auferbauung des Leibes Christi geht. „Durch die vom Bischof empfangene Weihe und Sendung werden die Priester zum Dienst für Christus, den Lehrer, Priester und König, bestellt. Sie nehmen teil an dessen Amt, durch das die Kirche hier auf Erden ununterbrochen zum Volke Gottes, zum Leib Christi und zum Tempel des Heiligen Geistes aufbaut wird“ (DP Vorwort). Alle priesterlichen Funktionen sind auf die Auferbauung des Leibes Christi hingeeordnet. „Ob die Priester sich dem Gebet und der Anbetung hingeben, ob sie das Wort verkünden, das eucharistische Opfer darbringen und die übrigen Sakramente verwalten oder andere Dienste für die Menschen verrichten, in all dem tragen sie zur Mehrung der Ehre Gottes und zum Fortschritt der Menschen im göttlichen Leben bei“ (DP 2).

Es mag die priesterliche Tätigkeit äußerlich auch noch so verschieden sein, in diesem Ziel sind sie eins. „Mögen sie auch für verschiedene Ämter bestimmt sein, so üben sie dennoch den einen priesterlichen Dienst für die Menschen aus. Alle Priester werden gesandt, an demselben Werk gemeinsam zu arbeiten, ob sie nun ein Pfarramt oder ein überpfarrliches Amt ausüben, ob sie sich der Wissenschaft widmen oder ein Lehramt versehen, ob sie sogar Handarbeit verrichten und selbst am Los der Arbeiter teilhaben . . . oder sich andern apostolischen oder auf das Apostolat ausgerichteten Werken widmen. In dem einen kommen sie alle überein: in der Auferbauung des Leibes Christi, die besonders in unserer Zeit vielerlei Dienstleistungen und neue Anpassungen erfordert“ (DP 8).

Priesterlicher Dienst ist immer Vaterschaft und muß als einziges Ziel aller Tätigkeit die Auferbauung des Leibes Christi haben. „Auferbauung“ muß hier in seinem vollen biblischen Sinne (vgl. Kol 2, 19; Eph 4, 11–16) genommen werden. Es geht bei der Priester- und Hirtenaufgabe nicht darum, ein möglichst gutes Zusammenwirken der verschiedenen Gaben und Ämter zu organisieren. Es geht bei allem priesterlichen Wirken um den lebendigen Menschen und um das innere Wachsen der Gemeinschaft der Gläubigen in Christus. Es geht nicht in erster Linie um Organisation und Institution, sondern um

Leben, um einen Lebensvorgang. Auch in der Kirche gibt es Gesetze, Riten und Vollmachten, Organisation und Institution. Aber all das ist untergeordnet und zweitrangig. Hauptsache ist die Entfaltung der Menschen zum Vollalter Christi. Priesterliche Tätigkeit ist darum Vaterschaft und hat es mit Lebenszeugung und Entfaltung zu tun, sowohl in jedem einzelnen Menschen als auch in der Gemeinschaft.

Als „Erzieher im Glauben“ ist es Aufgabe des Priesters, „dafür zu sorgen, daß jeder Gläubige im Heiligen Geiste zur Entfaltung seiner dem Evangelium gemäßen Berufung, zu aufrichtiger und tätiger Liebe und zur Freiheit, zu der Christus uns befreit hat, geführt wird“ (DP 6). Erst als Erzieher ist der Priester wirklich Priester. „Noch so schöne Zeremonien und noch so blühende Vereine nützen wenig, wenn sie nicht auf die Erziehung der Menschen zu christlicher Reife hingeeordnet sind“, sagt das Priesterdekret an derselben Stelle. Zur Aufgabe des Vaters und Erziehers gehört es auch, das Leben der Gemeinschaft schöpferisch zu entfalten. „Das Hirtenamt beschränkt sich aber nicht nur auf die Sorge für die einzelnen Gläubigen, sondern umfaßt auch wesentlich die Bildung einer echten christlichen Gemeinschaft“ (DP 6).

Damit sind dem Priester bewußt Ziele gesteckt, die dem heutigen Mann von sich aus wenig liegen. Er drängt im allgemeinen nicht zu einer personalen Lebensentfaltung. Viel lieber streckt er sich aus nach Weltverwandlung. Deshalb haben wir den Verlust des Vaters in der Familie zu bedauern. Diese Tragödie der menschlichen Gesellschaft wird auch zur Tragödie der Kirche, wenn wir nicht Priester haben, die wahrhaft Väter sind, Väter des Volkes Gottes, die Leben entfalten und familienhafte Gemeinschaft schaffen.

2. Priesterliche Vaterschaft bedeutet aber nicht bloß Zeugen und Entfalten des Lebens, sondern auch lenken und leiten in gottgeschenkter Vollmacht und Autorität.

Es gehört zur Vater- und Hirtenaufgabe der Bischöfe, die ihnen „zugewiesenen Teilkirchen als Stellvertreter und Gesandte Christi“ (KK 27) zu leiten. Der Bischof ist nicht nur Geiststräger, der inspiriert und neue, schöpferische Impulse gibt. Er hat auch väterliche Autorität, die ordnet, befiehlt und begrenzt. „Kraft dieser Gewalt haben die Bischöfe das heilige Recht und vor dem Herrn die Pflicht, Gesetze für ihre Untergebenen zu erlassen, Urteile zu fällen und alles, was zur Ordnung der Gottesdienste und des Apostolates gehört, zu regeln“ (KK 27). Ausdrücklich wird freilich bemerkt, daß auch diese Autorität nur gebraucht werden darf „zum Aufbau ihrer Herde in Wahrheit und Heiligkeit“ (ebd.). Aber es gibt keine Auferbauung ohne Autorität. Daher üben auch die Priester „entsprechend dem Anteil der Vollmacht, den sie haben, das Amt Christi des Hauptes und Hirten aus“ (DP 6). Priesterliche Vaterschaft bedeutet auch für sie kraftvolle Autorität, die leitet und lenkt.

Die Konzilstexte beschreiben nur allgemein und abstrakt die konkrete Gestalt des bischöflichen Hirtenamtes, heben jedoch betont hervor, daß der einzelne Bischof in eigener Vollmacht und in personaler Verantwortung seine Diözese leitet. Er ist nicht subalternen Beamter des Papstes. Der Bischof muß daher „in voller Wahrheit Vorsteher des Volkes genannt werden“ (KK 27).

dar und verkünden die Machttaten dessen, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat. Es gibt darum kein Glied, das nicht Anteil an der Sendung des ganzen Leibes hätte, jedes muß vielmehr Jesus in seinem Herzen heiligen und durch den Geist der Weissagung Zeugnis von Jesus ablegen" (DP 2). Es gibt somit kein isoliertes Amtspriestertum, das allein berufen wäre, den Leib Jesu Christi aufzuerbauen, sondern nur ein Amtspriestertum innerhalb der Gemeinschaft des Volkes Gottes, da alle Anteil an der Sendung des ganzen Leibes haben. Obwohl ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen und dem Priestertum des hierarchischen Dienstes, so gibt es doch nur amtliches Priestertum, wahre priesterliche Vaterschaft in Zuordnung der beiden, denn „das eine wie das andere . . . nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil" (KK 10).

Es gibt keine Vaterschaft des Priesters losgelöst von der Berufung, der Initiative und Tätigkeit der Gläubigen, kein vom „Wir“ getrenntes „Ich“. Priesterliche Vaterschaft ist immer „brüderliche Vaterschaft“. Immer muß die Einheit von hierarchischer Struktur und dem Handeln der Gemeinde gewahrt bleiben.

Die Eigenart priesterlicher Vaterschaft wird zunächst dadurch bestimmt, daß die Laien nicht nur mit dem Priester berufen sind zur Auferbauung des Leibes, sondern eine von ihnen allein und nicht vom Priester zu verwirklichende Aufgabe erhalten haben. „Sache der Laien ist es, kraft ihrer Berufung in der Verwaltung und gottgemäßen Ordnung der zeitlichen Dinge das Reich Gottes zu suchen. Sie leben in der Welt, das heißt in all den irdischen Pflichten und Werken und den gewöhnlichen Bedingungen des Familien- und Gesellschaftslebens, aus denen sich ihre Existenz zusammensetzt. Dort sind sie von Gott gerufen, ihre eigentümliche Aufgabe, vom Geist des Evangeliums geleitet, auszuüben und so wie ein Sauerteig zur Heiligung der Welt gewissermaßen von innen her beizutragen und vor allem durch das Zeugnis ihres Lebens, im Glanz von Glaube, Hoffnung und Liebe Christus den andern kundzumachen. Ihre Aufgabe ist es also in besonderer Weise, alle zeitlichen Dinge, mit denen sie eng verbunden sind, so zu durchleuchten und zu ordnen, daß sie in immer höherem Maße Christus entsprechen und zum Lob des Schöpfers und Erlösers gereichen" (KK 31). Diese Heimholung der Welt ist die dem Laien auf den Leib geschnittene, nicht austauschbare Aufgabe und Sendung. Sie leben in der Welt, in der Wirtschaft, Politik und Kultur und können allein diese Aufgabe an der Welt erfüllen. Ja, für diese seine Aufgabe erhält der Laie auch seine speziellen Gaben, Charismen, welche ihn fähig und bereit machen, die ihm zukommende Sendung zu erfüllen. „Derselbe Heilige Geist heiligt außerdem nicht nur das Gottesvolk durch die Sakramente und Dienstleistungen, er führt es nicht nur und bereichert es mit Tugenden, sondern ‚teilt den einzelnen nach Belieben‘ (1 Kor 12, 11) seine Gaben mit und verteilt unter den Gläubigen jeglicher Ordnung auch besondere Gnaden. Dadurch macht er sie geeignet und bereit, für die Erneuerung und den ge-
deihlichen Ausbau der Kirche verschiedene Werke und Dienste zu übernehmen gemäß dem Wort: ‚Jedem wird der Erweis des Geistes zum Nutzen gegeben‘ (1 Kor 12, 7) (KK 12). Vaterschaft innerhalb des Volkes Gottes hat auch in dieser Hinsicht Dienst-

charakter. Will der Priester wirklich Vater unter Brüdern sein, dann muß er den Brüdern in der Welt dienen in ihrer besonderen Sendung und in dem ihnen von Gott geschenkten Charisma. Dienen allein ist die Form, mit welcher das Amt das priesterliche Volk zu leiten vermag. Deshalb wird vom Konzil das hierarchische Priestertum gerade im Gegenüber zum allgemeinen Priestertum der Gläubigen „als Priestertum des Dienstes“ bezeichnet. Das Amt ist für die Gemeinde und nicht die Gemeinde für das Amt da. „Die Priester müssen also in *der Weise* Vorsteher sein, daß sie nicht das Ihre, sondern die Sache Jesu Christi suchen, mit den Laien zusammenarbeiten und in ihrer Mitte nach dem Beispiel des Meisters sich benehmen, der zu den Menschen ‚nicht kam, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele‘ (Mt 20, 28)“ (DP 9).

2. Die Konstitution „Lumen Gentium“ steht nicht an zu betonen, daß die Bischöfe „in hervorragender und sichtbarer Weise die Stelle Christi selbst des Lehrers, Hirten und Priesters einnehmen und in seiner Person handeln“ (KK 21). Dies will jedoch nicht so verstanden sein, als ob die Autorität des hierarchischen Priestertums eine selbständige Autorität wäre, die an die Stelle Jesu Christi selbst tritt, sich zur Autorität Christi hinaufsteigert.

Wenn die Priester „die Stelle Jesu Christi selbst“ einnehmen und „in seiner Person handeln“, dann ist Christus dabei nicht abwesend und im Hintergrund. Vielmehr ist gerade er der Handelnde, der lehrt, heiligt und weidet. Darum sagt die Konstitution an der gleichen Stelle mit Nachdruck, daß in den Bischöfen inmitten der Gläubigen Jesus Christus selbst präsent ist. Er verkündet durch ihren Dienst allen Völkern das Wort Gottes. Christus selbst ist es auch, der durch den väterlichen Dienst der Bischöfe seinem Leib durch die Wiedergeburt neue Glieder einfügt. Er auch lenkt und ordnet durch die Weisheit und Umsicht der Bischöfe das Volk des Neuen Bundes auf seiner Pilgerschaft zur ewigen Seligkeit (vgl. KK 21). Es gibt nur ein Haupt, Christus. In der Kirche Christi ist deshalb allein die Autorität Christi wirkliche Autorität. Er allein ist Meister und Lehrer. In diesem Sinne ist jene berühmte Stelle aus dem Matthäusevangelium zu verstehen: „Ihr aber laßt euch nicht ‚Meister‘ nennen: einer ist Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch ‚Vater‘ nennt keinen auf Erden: denn einer ist euer Vater, der himmlische; noch ‚Lehrer‘ laßt euch nennen: denn einer ist euer Lehrer, Christus (Mt 23, 8–11).“

Priesterliche Vaterschaft gibt es nie losgelöst von Christus und vom Vater im Himmel, sondern immer nur in und mit Christus, in und mit dem Vater im Himmel. Darum spricht das „Dekret über Dienst und Leben der Priester“ vom „Dienst der Vaterschaft in Christus“ (DP 16). Priesterliche Vaterschaft hat werkzeuglichen Charakter. Der Amtsträger ist nichts anderes als „Diener Christi und Verwalter der Mysterien Gottes“ (1 Kor 4, 1). Er hat sich nie selber zu verkünden, sondern hat stets eine dienende Stellung Christus und dem Vater im Himmel gegenüber. Vaterschaft ist keine losgelöste, vielmehr eine im Dienste stehende Autorität. Die Priester sind „Diener des Hauptes zur vollkommenen Auferbauung seines ganzen Leibes, der Kirche“ (DP 12).

„In der erneuerten Kirche nach dem II. Vatikanischen Konzil muß darum viel mehr die Rede sein von der Autorität Christi und viel weniger von jener der hierarchischen Glieder, oder besser: letztere darf sich nicht den Anschein geben, als wäre sie, auch nur vorläufig, für diese Weltzeit, eine selbständige Autorität, sondern muß ihre Dienstfunktion herausstellen“ (Alois Müller, Die neue Kirche und die Erziehung, Benziger 1966 S. 44).

III.

Muß priesterliche Vaterschaft wesentlich als Dienst an der Gemeinde im Dienste Jesu Christi gesehen werden, dann stellt die *Ausübung* solcher Vaterschaft an das hierarchische Amt größte Anforderungen. Wo es sich um „diakonia“, um Dienst, handelt, da geht es nicht in erster Linie um Rechte, sondern um Pflichten, um die geforderten Dienstleistungen. Das Konzil redet deshalb sehr wenig von den Rechten des hierarchischen Amtes. Es scheut sich jedoch nicht, einen ganzen Katalog von Pflichten zu nennen. Ausgerechnet im Kapitel über die Laien stellt die Konstitutio „Lumen Gentium“ folgende schwerwiegende Forderungen an das hierarchische Amt: „Die geweihten Hirten aber sollen die Würde und Verantwortung der Laien in der Kirche anerkennen und fördern. Sie sollen gern deren klugen Rat benützen, ihnen vertrauensvoll Aufgaben im Dienste der Kirche übertragen und ihnen Freiheit und Raum im Handeln lassen, ihnen auch Mut machen, aus eigener Initiative Werke in Angriff zu nehmen. Mit väterlicher Liebe sollen sie Unternehmungen, Meinungen und Wünsche, die die Laien vorlegen, aufmerksam in Christus in Erwägung ziehen. Die gerechte Freiheit, die allen im irdischen bürgerlichen Bereich zusteht, sollen die Hirten sorgfältig anerkennen“ (KK 37). Fast die gleichen Forderungen werden für alle Priester im „Dekret über Dienst und Leben der Priester“ erhoben. Die Priester „sollen aufrichtig die Würde der Laien und die eigene Rolle, die den Laien in der Sendung der Kirche zukommt, anerkennen und fördern. Sie mögen auch mit Bedacht die gebührende Freiheit, die allen im brüderlichen Bereich zusteht, in Ehren halten. Sie sollen gern auf die Wünsche der Laien hören, sich brüderlich mit ihren Wünschen auseinandersetzen und ihre Erfahrung und Zuständigkeit in den verschiedenen Bereichen des menschlichen Wirkens anerkennen, damit sie zugleich mit ihnen die Zeichen der Zeit zu erkennen vermögen. Die Geister daraufhin prüfend, ob sie aus Gott sind, sollen sie die vielfältigen Charismen der Laien, die schlichten wie die erhabeneren, mit dem Glaubenssinn entdecken, freudig anerkennen und mit Sorgfalt heben“ (DP 9).

Die wichtigste Forderung, die an den Dienst der priesterlichen Vaterschaft gestellt wird, ist die Anerkennung und Förderung der Würde und Aufgabe, die dem Laien in der Sendung der Kirche zukommt. Auch in der Kirche gibt es nur Harmonie aufgrund klarer Unterscheidung. Erst wenn der Priester die dem Laien von Christus übertragene Weltaufgabe als eine nur vom Laien zu lösende Aufgabe in ihrer Größe und Unabhängigkeit bejaht, ist er fähig zum Dienst und ist nicht von vornherein versucht, Machtansprüche zu stellen und die Grenzen seiner Kompetenz zu überschreiten.

Eine zweite Forderung aber ist eng damit verbunden und nicht weniger von Bedeutung. Die Priester sollen „mit Bedacht“ die gebührende Freiheit, die jedem in seinem Bereich zusteht, in Ehren halten. Auch der Laie hat einen Bereich, in welchem er selbst zuständig ist und eigene Verantwortung trägt. Hier kann der Priester ihm weder befehlen, noch die Verantwortung abnehmen. Der priesterliche Dienst besteht vielmehr darin, die „gebührende Freiheit, die allen im irdischen, bürgerlichen Bereich zusteht“, anzuerkennen. Der Dienst an den Gläubigen fordert aber auch, daß der Priester dem Laien „vertrauensvoll Aufgaben im Dienst der Kirche“ überträgt, welche im Bereich des hierarchischen Apostolates liegen. Auch hier muß dem Laien Freiheit und Raum im Handeln gelassen werden, ja, die Laien sollen ermutigt werden, aus eigener Initiative Werke in Angriff zu nehmen.

Dienende Vaterschaft fordert sodann von den Priestern ein offenes Ohr für die Laien. Die Priester sollen sich mit den Wünschen der Laien auseinandersetzen und „Unternehmungen, Meinungen und Wünsche, die die Laien vorlegen, aufmerksam in Christus in Erwägung ziehen“ (KK 37). Der Dienst der Vaterschaft verlangt den Dialog, das Gespräch.

Viele und harte Dienstleistungen werden somit von der priesterlichen Vaterschaft gefordert. Es wird darauf ankommen, ob die Priester den Mut haben, sie täglich neu zu vollziehen. Hier vor allem genügt nicht das Wissen, sondern allein die Einübung.

IV.

Solche Vaterschaft ist nur möglich in der *Nachfolge* des Guten Hirten. Das geistliche Amt kann nur in der Übernahme der Gesinnung Christi richtig verwaltet werden.

Allzustark wurde bislang betont, daß das Amt als solches von dem persönlichen Versagen des einzelnen Trägers nicht berührt werde. Wohl war man der Ansicht, daß das Miteinander und Ineinander von Amt und Heiligkeit für den Amtsträger wichtig sei, jedoch für die Sache selbst unbedeutend, da diese auch ohne die Vollkommenheit des Amtsträgers gesichert sei. Im Geist der paulinischen Theologie der Nachfolge und Nachahmung betonen jedoch die Konzilstexte mit Nachdruck: Amt und Nachfolge können nicht getrennt werden. Priesterliche Vaterschaft ist nur möglich aus der „forma Christi“. Es genügt nicht, das Amt zu haben und die Herde mit Autorität zu lenken. Das Amt muß vielmehr ausgeübt werden in der Nachfolge und in der Übernahme der Christusform. Der Priester wird erst Vater, wenn er sich mit seiner ganzen Person Christus anschließt und seine Gesinnung übernimmt. Er wird erst dann Vater sein, wenn er jene väterliche Gesinnung in sich trägt, welche Christus, der Gute Hirt, vorgelebt hat. In dieser Nachfolge des Guten Hirten, der von sich sagen konnte „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich“ (Joh 10, 14) wird vom Priester als erste Grundhaltung *liebendes Verstehen* verlangt. „Bei der Erfüllung ihrer Vater- und Hirtenaufgabe seien die Bischöfe in der Mitte der Ihrigen wie Diener, gute Hirten, die ihre Schafe kennen und deren Schafe auch sie kennen, wahre Väter, die sich durch den Geist

der Liebe und der Sorge für alle auszeichnen und deren von Gott verliehene Autorität sich alle bereitwillig unterwerfen" (DBi 16). Die gleiche Forderung stellt das Priesterdekret an alle Priester. „Ihr Dienst verlangt in ganz besonderer Weise, daß sie sich dieser Welt nicht gleichförmig machen; er fordert aber zugleich, daß sie in dieser Welt mitten unter den Menschen leben, daß sie wie gute Hirten ihre Herde kennen . . ." (DP 3). Ausdrücklich wird diese Forderung an die Pfarrherren gestellt. „Bei der Erfüllung der Hirtenpflicht seien die Pfarrer alle bemüht, die eigene Herde kennenzulernen" (DBi 30).

Es handelt sich dabei nicht um ein sachliches, unpersönliches Kennen, sondern um ein liebendes Verstehen. Wie der himmlische Vater seinen Sohn und der Sohn seinen Vater kennt, wie Christus die Seinen und die Seinen Christus kennen, so muß der Priester seine Gläubigen kennen und in liebender Sorge in sich hineinnehmen. Priesterliche Vaterschaft ist erst gegeben, wenn der Priester immer wieder zu den Menschen geht, Sinn und Herz für sie öffnet und sie mit allen Sorgen, Freuden und Nöten umfaßt. Der heutige Mann ist versucht, seine Erkenntnis und Kraft in die Technik und Organisation zu stecken. Auch viele Priester erliegen dieser Gefahr. Sie kümmern sich um alles Mögliche, nur nicht um die Menschen. Jeder Mensch aber will erst in seinen Anliegen, Sorgen und Nöten verstanden werden und wird erst dann für eine väterliche Führung aufgeschlossen sein. Erst wenn der Mensch zum Amtsträger in einem persönlichen Vertrauensverhältnis steht, vermag das priesterliche Amt Vaterschaft zu sein.

Die zweite Grundhaltung, die in der Nachfolge im Dienste der Vaterschaft in Christus verlangt wird, ist *selbstlose Hingabe*. „Der Gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe" (Jo 10, 11). Jesus zeigt eindeutig, in welchem Geiste die Autorität ausgeübt werden soll. „Der Bischof, der vom Hausvater gesandt ist, seine Familie zu lenken, soll sich das Beispiel des Guten Hirten vor Augen halten, der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen (vgl. Mt 20, 28; Mk 10, 45) und sein Leben für seine Schafe hinzugeben" (vgl. Jo 10, 11) (KK 27). Bischöfliche Vaterschaft verlangt den Geist opferfreudiger Selbstlosigkeit. Autorität heißt in der Kirche nicht Herrschen und Ausüben eines Zwanges, sondern Hingabe und Aufopferung.

Diese selbstlose Hingabe fordert das Konzil vor allem deswegen, weil es sich bei der Väter- und Hirtenaufgabe nicht nur darum handelt, die Herde zu weiden, sondern sie zu einer Lebens- und Liebesgemeinschaft zu formen. „Die ganze Familie ihrer Herde sollen sie (die Bischöfe) so zusammenführen und heranbilden, daß alle, ihrer Pflichten eingedenk, in der Gemeinschaft der Liebe leben und handeln. Um dies wirksam tun zu können, müssen die Bischöfe ‚zu jedem guten Werk bereit (2 Tim 2, 21) sein‘, ‚alles um der Auserwählten willen ertragen‘ (2 Tim 2, 10) und ihr Leben so ordnen, daß es den Anforderungen der Zeit entspricht" (DBi 16). Nur wer selbstlose Hingabe kennt, vermag die Menschen zu einer Familie zusammenzuführen und so Vater der Einheit zu werden.

Selbstlose Hingabe an die Berufung des Herrn und an die anvertrauten Menschen ist das eigentlich konstitutive Element echter priesterlicher Vaterschaft. Darin findet diese

ihre eigentümliche Aszese. „Als Leiter der Gemeinden pflegen sie (die Priester) eine eigene Aszese, wie sie den Hirten der Seelen entspricht, indem sie auf eigene Vorteile verzichten und nicht erstreben, was ihnen selbst, sondern was den Vielen nützt, auf daß sie das Heil erlangen“ (DP 13). Die Grundforderung der Priestererziehung ist darum Erziehung zu einem herben Lebensstil (vgl. DEP 9).

Die Nachfolge Christi in der Hingabe an die Menschen muß gehen bis zur Selbsthingabe. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Jo 15, 13). Priesterliche Vaterschaft vor allem heute muß sich ausstrecken nach dieser letzten Stufe der Hingabe. Nur wer sich als Priester darin während Jahren eingeübt, wird in der Stunde der Heimsuchung nicht zerbrechen, sondern zur ganzen Größe echter Vaterschaft durchreifen, wie herrliche Beispiele aus der heutigen Verfolgungszeit bezeugen. „Als Lenker und Hirten des Volkes Gottes werden sie von der Liebe des Guten Hirten angetrieben, ihr Leben für ihre Schafe hinzugeben, bereit auch zum höchsten und letzten Opfer, wobei ihnen das Beispiel jener Priester vor Augen steht, die auch in unserer Zeit nicht zögerten, ihr Leben in den Tod zu geben“ (DP 13). Als Frucht dieser Nachfolge des Guten Hirten sieht das Konzil die Einheit und Geschlossenheit des priesterlichen Lebens. Gerade für die Priester, „die von den überaus zahlreichen Verpflichtungen ihres Amtes verschlungen, hin- und hergezogen werden“ (DP 14), ist es schwer, eine Einheit zu finden zwischen innerem Leben und äußerer Tätigkeit. Diese Einheit vermag weder die rein äußere Ordnung der Seelsorgsarbeit zu geben noch die bloße Pflege der Frömmigkeitsübungen. Die Priester werden aber „ihrem Leben eine einheitliche Linie geben können, wenn sie sich mit Christus vereinigen im Erkennen des väterlichen Willens und in der Hingabe für die ihnen anvertraute Herde. Wenn sie so das Amt des Guten Hirten erfüllen, werden sie gerade in der Betätigung der Hirtenliebe das Band der priesterlichen Vollkommenheit finden, das ihr inneres Leben und ihr äußeres Tun zur Einheit verknüpft“ (DP 14).

Der heilige Ort

Von Benjamin Pereira

Der folgende Beitrag ist der erste in einer Reihe von drei Beiträgen, in denen Pater Dr. Benjamin Pereira, Mitglied der Gemeinschaft der Schönstätter Säkularpriester, sich mit dem Phänomen des heiligen Ortes befaßt. Während es im Nachstehenden um den heiligen Ort in religionsgeschichtlicher Schau geht, wird der Beitrag in der Januar-Nummer 1968 den heiligen Ort im Alten und Neuen Testament behandeln. Die April-Nummer endlich wird einen abschließenden Beitrag über die marianischen Gnadenstätten bringen. In der Schönstattfamilie dürften die Ausführungen Pater Pereiras im Hinblick auf die starke Strömung der Filial- und Hausheiligtümer auf großes Interesse stoßen. Sie haben darüber hinaus eine zwar in der kirchlichen Öffentlichkeit noch nicht genügend erkannte, jedoch unbezweifelbare Bedeutung für die Erneuerung des christlichen Lebens und für den Dienst der Kirche an der Welt im Sinne des II. Vatikanischen Konzils.

Die Redaktion

In fast allen Religionen spielt die Bindung an einen Ort eine entscheidende Rolle. Die zahllosen Wallfahrtsorte mit ihrem unaufhörlichen Zustrom der Menschen sind ein be-
redtes Zeugnis dafür. Menschen aller Nationen, Rassen und sozialen Schichten besuchen sie in der Überzeugung, dort Wirkungen des Heiligen zu vernehmen. Das gilt auch und in besonderem Maße von der katholischen Religion. Daß dies im Leben der Schönstattbewegung in ausgezeichneter Weise der Fall ist, wissen ihre Mitglieder aus lebendiger Erfahrung, Beobachtern springt es gleich in die Augen. In der gegenwärtigen theologischen Diskussion gibt es jedoch nicht wenige Stimmen, die im heutigen, zeitentsprechenden Vollzug des Glaubens möglichst das eliminieren möchten, was der naturhaften Religiosität entsprungen ist. (Man denke besonders an die Diskussion, die um die Schriften von Bonhoeffer und Robinson entstanden ist!). Deswegen soll im folgenden und zwei weiteren Beiträgen der Versuch gemacht werden, die ortsbezogene Frömmigkeit religionsgeschichtlich und theologisch näher zu durchdringen. Es geht darin des näheren um die Bedeutung des religiösen Ortes

- (I) in religionsgeschichtlicher Hinsicht;
- (II) in seiner Stellung in der Offenbarungsreligion des Alten und Neuen Testaments und
- (III) in seiner speziellen Eigenart beim marianischen Wallfahrtsort.

Die grundsätzliche Antwort auf die angegebene Problematik soll mit einem Dienst an der konkreten Praktizierung dieser Frömmigkeit verbunden werden. — Im vorliegenden Artikel gehen wir der Frage nach, inwieweit eine ortsgebundene Frömmigkeit in den einzelnen Religionen verbreitet ist und worin die tieferen Gründe für deren Zustandekommen im religiösen Denken und Erleben der Völker zu suchen sind.

1. In der *griechisch-römischen Kultur* findet sich eine Unzahl von Orten, die durch die Götter geheiligt sind. Besondere Beachtung und Verehrung genossen die Heiligtümer des Asklepios bis in die nachchristlichen Jahrhunderte hinein. Es gab an die zweihundert Orte, die diesem Heilgott geweiht waren. Die alten Ägypter suchten Heilung bei dem Gotte Serapis¹. Eine andere Gattung bilden die Orakelheiligtümer, vornehmlich Apollon geweiht; die bedeutendsten sind Delphi, Delos, Klaros u. a. Fast alle Heiligtümer in Griechenland waren Apollon geweiht, mit Ausnahme von Dodona, wo Zeus verehrt wurde².

In Kleinasien finden sich auch viele Kultorte, doch wurde an ihnen weder Heilung noch Weissagung gesucht. An erster Stelle wäre wohl Ephesus mit seinem Heiligtum der Artemis zu nennen. In den meisten Städten Syriens wurden mehrere Götter verehrt³. Zu den fünf „Säulen“ des *Islam* gehört u. a. die Wallfahrt nach Mekka, die jeder Moslem einmal in seinem Leben machen soll⁴. Obwohl Mohammed jegliche Verehrung menschlicher Personen ausdrücklich verboten hatte, ist Medina, der Ort seiner Bestattung, zu einem zahlreich besuchten Wallfahrtsort geworden⁵. Ähnliches findet sich auch im *Buddhismus*, wenn auch nicht so zentral. Buddhas Reliquien werden verehrt und es gibt zahlreiche Statuen von ihm, die sogenannten Stupen⁶. Auch die zahlreichen Religionen Amerikas bilden keine Ausnahme nach der Richtung. Die *Azteken* kannten ebenfalls heilige Orte, z. B. Teotihuacan, wo in einem Tempel Menschenopfer dargebracht wurden⁷. Von den *Inkas* in Peru kennen wir die Überreste eines Tempels in Tiahuanaco, südlich des Titicaca-Sees⁸. Im *Hinduismus* spielt die ortsgebundene Frömmigkeit eine sehr große Rolle. Madura ist ein bekannter Wallfahrtsort. Dort wird Crismas, die achte Wiedergeburt von Wischnu verehrt⁹. Tausende von Gläubigen kommen nach Benares und Allahabad am Ganges, um dort zu baden. Man erhofft von diesem Baden auch eine innere Erneuerung¹⁰. Im *jüdischen Volk* finden wir zahlreiche Kultstätten für Jahwe. Doch mit der Zeit, vor allem durch den religiösen Einfluß von Königtum und Propheten, wurde Jerusalem der zentrale Kultort¹¹. Es gibt aber auch Richtungen in fast allen diesen Religionen, die eine Wallfahrtsfrömmigkeit entschieden ablehnen.

So ließ z. B. eine starke Tendenz im frühen *Brahmanismus* keinen Raum für eine solche Frömmigkeit. Doch hat diese Religion inzwischen eine starke Entwicklung durchgemacht und verehrt darum heute u. a. die Erde, zahlreiche Berge, Flüsse, Tiere, Steine

¹ B. Kötting, *Peregrinatio Religiosa* (Forschungen zur Volkskunde, Heft 33—35), Münster 1950, S. 13.

² a. a. O., S. 14.

³ a. a. O.

⁴ H. von Glasenapp, *Die nichtchristlichen Religionen*, Frankfurt 1958, S. 186.

⁵ a. a. O.; vgl. J. P. Steffes, *Wallfahrt in allgemeiner Religionswissenschaftlicher Beleuchtung*, in „Wallfahrt und Volkstum“ (Hg. G. Schreiber) Trier 1934, S. 190.

⁶ H. von Glasenapp, a. a. O., S. 82.

⁷ a. a. O., S. 40.

⁸ a. a. O., S. 44.

⁹ J. P. Steffes, a. a. O., S. 188.

¹⁰ H. von Glasenapp, a. a. O., S. 167.

¹¹ Y. Congar, *Das Mysterium des Tempels*, Salzburg 1960 (Originalausgabe: „Le Mystere du Temple“. Paris 1958).

und heiligmäßige Menschen¹². Im *Islam* gibt es einige extrem mystische Richtungen, die einen Direktkontakt mit der Gottheit suchen ohne Vermittlung¹³. Ein großer Feind jeglicher Zentrierung der Frömmigkeit um heilige Stätten ist der *Pantheismus* mit seiner stark immanentistischen Einstellung und dessen verschiedene Ausstrahlungen. Für manche *statische Philosophen* wirkt Gott nur am Anfang der Schöpfung, für die er den ersten Impuls gab. Nach diesem ersten Anstoß entwickelt sich die Welt unabhängig von Gott. Für eine solche Mentalität wird ein heiliger Ort sinnlos, da Gott sich ja nicht mehr zu bestimmten Zeiten und in konkreten Verhältnissen offenbaren wird. Wenn der *radikale Evolutionismus* Gott nur als wirkende Kraft für die Fortschrittsentwicklung der Welt ansieht, kennt auch er keinen Raum für je neue, freie Teiloffenbarungen Gottes¹⁴. Auch im *Christentum* gibt es ja bekanntlich Richtungen, die einer ortsgebundenen Frömmigkeit sehr skeptisch gegenüberstehen. So lehnten im vierten Jahrhundert die Anhänger des Eunomius und Vigilantius fromme Verehrung von Reliquien und Wallfahrten ab. Sie traten für eine mehr abstrakte und spiritualistische Frömmigkeit ein. Im Jahre 825 wehrt sich der Bischof Claudius von Turin scharf gegen jeden dinggebundenen Vollzug der Religion¹⁵. Peter von Bruys lehnt jede äußere Form in Kirche und Religiosität ab¹⁶. Auch die Irrlehrer des Hochmittelalters, die Katharer und Waldenser, haben die äußeren Bindungen der Religion weitgehend abgebaut¹⁷. Wyclif und Hus betrachteten Wallfahrtsorte als menschliche und abergläubische Erfindungen¹⁸. Luther, in seinem Kampf gegen alle äußeren Gnadenhilfsmittel, drückt sich so aus: „Es sollten alle Wallfahrtsorte niedergelegt werden, denn es ist kein Gutes nichts drinnen, kein Gebot, kein Gehorsam, sondern ein unzählig Ursach der Sünde und Gottes Gebot zu Verachtung¹⁹.“ Calvin sieht in den Heiligtümern ein Zeichen des Unglaubens²⁰. Auch die Altkatholiken haben auf ihrer ersten Synode von 1874 Wallfahrtsorte abgelehnt²¹.

Obwohl die Wallfahrtsorte, wie diese Aneinanderreihung zeigt, in der Geschichte immer wieder Ablehnung fanden, kann man doch nicht leugnen, daß sie ein integrierender Bestandteil des religiösen Lebens sind, quer durch alle Religionen hindurch. Die Religionswissenschaft hat nachgewiesen, daß der Ort eine entscheidende Rolle spielt im Gefüge religiöser Bindungen. Das soll nun in seinen Grundzügen dargestellt werden.

2. Die Religionswissenschaft bemüht sich um eine Phänomenologie des religiösen Vollzugs beim Menschen. Sie beobachtet die Äußerungen der Religion und trachtet danach, aus dem vorliegenden Material der Erscheinungsformen allgemeine Gesetze zu formulieren, wie jede positive Wissenschaft. Im Zuge dieser Methode hat man auch die Be-

¹² H. von Glasenapp, a. a. O., S. 161.

¹³ J. P. Steffes, a. a. O., S. 186.

¹⁴ a. a. O., 186 f.

¹⁵ E. Lachermann, *Wallfahrt und Wallfahrtsorte im Katholizismus*, in R. G. G. (Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Tübingen 1909–13; ²1927–32; ³1956 ff) c. 1757.

¹⁶ K. Hofmann, *Wallfahrt*, in L. Th. K., Bd. 10, 1938. Sp. 739.

¹⁷ E. Lachermann, a. a. O., Sp. 1757.

¹⁸ K. Hofmann, a. a. O., Sp. 739.

¹⁹ E. Lachermann, a. a. O., Sp. 1757.

²⁰ *De Institutione Christiana*, 1, 4, Sp. 13.

²¹ E. Lachermann, a. a. O., c. 1757.

deutung des heiligen Ortes für die Religiosität beschrieben. Da sich die vorliegende Arbeit um eine Synthese verschiedener vorliegender Beiträge bemüht, ist sie gezwungen, sich ständig auf diese Quellen zu beziehen, wird aber nicht immer ihrem Beweisgang folgen.

Wir beschränken uns zunächst auf die Untersuchung, wie der Mensch eines naturhaft-religiösen Erlebens der Welt begegnet. Für ihn bildet die Welt gleichsam ein Gebäude mit drei verschiedenen Stockwerken oder ein Ganzes von drei verschiedenen Welten, wobei die eine in enger Abhängigkeit von der anderen steht. Diese drei Welten wollen wir wie folgt benennen:

- die unterirdische Welt oder die unbekante Welt,
- die irdische oder die bekannte Welt,
- die himmlische oder die göttliche Welt²².

Für einige Religionen erscheint die *unterirdische Welt* reicher und geheimnisvoller als die bekannte, aber bei den weitaus meisten eignet ihr ein düsterer Charakter²³. Sie bildet ein wüstes Chaos und gilt als ein Bereich ohne Ordnung, weil ihr das Einheitsprinzip fehlt. Deswegen verliert der Mensch in ihr Orientierung und Sicherheit, weil ihm keine Anhaltspunkte gegeben werden. Dieser Bereich ist feindlich für Götter und Menschen. Er ist gefürchtet und gemieden. Einige primitive Völker halten alles, was sich außerhalb ihrer Grenzen befindet, für das Chaos. Nur das Land, das sie bewohnen, ist etwas Eigenliches, alles andere schwimmt im Nichts²⁴. Bedeutsam ist die Vorstellung, daß sich mit dem Chaos alles Nichtexistente verbindet²⁵. Nur die irdische und die überirdische Welt sind eigentlich existierend und – heilig. Denn für den ursprünglichen Menschen gibt es keinen Unterschied zwischen dem Sein (dem Bekannten, Vertrauten, Heilen) und dem Heiligen oder Geheiligten. Alles, was im Gegensatz steht zum Heiligen, hat entweder keine oder eine nichtige Existenz. Aus diesem Grunde kann die unterirdische Welt nicht von den Göttern geschaffen sein. Denn sie ist gleichbedeutend mit dem Nichts. Von ihr her nimmt die Divinität den Stoff, um daraus die irdische Welt zu formen²⁶.

Tut der Mensch etwas, dann ahmt er die Götter nach und wird schöpferisch. Er schafft aus Chaos Kosmos, eine geordnete und geschützte Realität²⁷. Die Arbeit des Menschen ordnet die Welt.

Die *irdische Welt* ist der Bereich, wo der Mensch wohnt. Er ist sakral, von den Göttern geheiligt. „Die Welt ist so beschaffen, daß der religiöse Mensch, indem er sie betrachtet, die vielfachen Erscheinungsformen des Heiligen und damit des Seins entdeckt²⁸.“ Diese

²² Th. Schneider, *Bauen als Heilswirken*, in „Lebendiges Zeugnis“, Januar 1962, S. 9.

²³ D. Bertholet, *Hölle: Religionsgeschichtlich*, in R. G. G., Bd. 2² 1928, Sp. 1960. —

²⁴ M. Eliade, *Das Heilige und das Profane*, Hamburg 1957, S. 18.

²⁵ a. a. O., S. 13.

²⁶ a. a. O., S. 9.

²⁷ a. a. O., S. 20.

²⁸ a. a. O., S. 68.

Welt existiert und hat einen Wert in sich. „In den sichtbaren Dingen birgt sich für sie eine andere Welt, eine unsichtbare Wirklichkeit, und das heißt: Alles ist für sie Symbol²⁹.“ Für den Menschen unterscheiden sich das Sein und das Sakrale nicht voneinander. Es gibt nichts Profanes. Deswegen sind auch Irdisches und Überirdisches eng miteinander verbunden. „ . . . ist die Natur immer noch Ausdruck für etwas, das sie transzendiert . . .³⁰“ Damit ein Ort geheiligt werde, muß er vom Bereich des Chaos in den Kosmos verwandelt werden³¹.

Die *überirdische Welt* oder die heilige ist die Welt der Gottheit. „Zwischen der oberen Welt und der Menschenwelt herrscht eine wesentliche Verwandtschaft³².“ Wenn der Mensch den Himmel betrachtet, macht er sich eine Idee von der Transzendenz, von dem, was unermesslich ist, was ewig und allmächtig ist, von dem, der in der Höhe wohnt³³. Aber die Gottheit wird nicht mit der überirdischen Welt verwechselt. Auch diese Welt wurde von der Gottheit geschaffen³⁴. Sie ist nur der Ort ihrer Wohnung³⁵. An diesem Ort wohnen auch die Seelen der Verstorbenen, die von der unterirdischen Welt befreit wurden³⁶.

Die Gottheit wird betrachtet als Person oder als eine Anzahl von Personen, die dem Geschehen auf Erden nicht indifferent gegenüberstehen. Im Gegenteil, ihre Einwirkung ist wesentlich für das Leben der Menschen. Der Mensch versucht, mit der jenseitigen Welt in Verbindung zu treten, weil er seine Abhängigkeit von ihr erfährt. Die Verbindung zwischen Himmel und Erde geschieht in einem „Zentrum der Welt“³⁷. Diese Vorstellung ist in unserem Zusammenhang besonders wichtig. Das „Zentrum der Welt“ ist der Knotenpunkt für die drei Welten. Er befindet sich dort, wo die Gottheit einbricht in die drei Welten und eine Kommunikation zwischen ihnen ermöglicht. M. Eliade beschreibt die Rolle, die dieses Zentrum spielt, in folgender Weise:

- a) Ein heiliger Ort stellt einen Bruch in der Homogenität des Raumes dar.
- b) Dieser Bruch ist durch eine „Öffnung“ symbolisiert, die den Übergang von einer kosmischen Region zu anderen ermöglicht, vom Himmel zur Erde und von der Erde zur Unterwelt.
- c) Die Verbindung mit dem Himmel kann durch verschiedene Bilder ausgedrückt werden, die sich alle auf die „axis mundi“ beziehen: Säule — die *universalis columna* —, Leiter — die Jakobsleiter —, Berg, Baum, Liane usw.
- d) Rund um diese Achse erstreckt sich die Welt (= unsere Welt), folglich befindet sich die Achse „in der Mitte“, im „Nabel der Erde“, sie ist das Zentrum der Welt³⁸.

²⁹ Th. Schneider, a. a. O., S. 9.

³⁰ M. Eliade, a. a. O., S. 68.

³¹ a. a. O., S. 19.

³² G. van der Leeuw, *La Religion dans son essence et ses manifestations*, Paris 1955, S. 57.

³³ D. Beth, *Himmel*, in „R. G. G.“, Bd. 2 ²1928, Sp. 1896.

³⁴ M. Eliade, a. a. O., S. 70.

³⁵ D. Beth, a. a. O., Sp. 1897.

³⁶ a. a. O.

³⁷ M. Eliade, a. a. O., S. 22.

³⁸ a. a. O.

Der Verfasser illustriert diese Konzeption an mehreren Beispielen. Sehr bekannt ist das Beispiel von den kosmischen Bergen. Diese Berge werden als Weltmittelpunkt betrachtet, da ein Berg sich in den Himmel erhebt und bis in die Erde hinunterreicht. Er ist also Bindeglied zwischen den drei Welten, der himmlischen, irdischen und unterirdischen. Je höher unsere irdische Welt gelegen ist, desto näher ist sie dem Himmel und seinen Bewohnern. Je tiefer die irdische Welt liegt, desto näher ist sie dem Chaos, dessen Symbol bei den meisten Völkern das Meer ist. Die Achse der Welt ordnet die irdische Welt in einzelne sinnvolle Bereiche. Deswegen versucht der Mensch, in ihrer Nähe zu wohnen: „Das Urverlangen des religiösen Menschen, in einer vom Heiligen erfüllten Atmosphäre zu leben, läßt ihn daher allenthalben heilige Räume bzw. Stätten suchen oder schaffen³⁹.“

Diese Tatsache zeigt uns, daß der Mittelpunkt nicht geometrisch zu verstehen ist. Es handelt sich vielmehr um Orte, wo der Mensch Kontakt hat mit dem Himmel und die Erde geordnet erlebt⁴⁰. Daß ein Ort heilig ist, erkennt der Mensch daran, daß er geheimnisvoll ist oder daß Geheimnisvolles an ihm geschieht, wobei unter „geheimnisvoll“ das gemeint ist, was der Mensch auf den ersten Blick nicht begreifen kann. Alle außergewöhnlichen Phänomene sind ihm daher Erscheinung von etwas Überirdischem. So kommt es, daß vor allem oft Wälder, Höhlen, Steine und hohe Berge als heilige Orte betrachtet werden⁴¹. Nach G. van der Leuw sollen die Höhlen und Grotten die ältesten heiligen Orte gewesen sein, weil sie für den primitiven Menschen Stätte der Zuflucht wie der Zeugung waren⁴². Die Heiligkeit des Ortes überträgt er auf eventuell dort errichtete Bauwerke. Nach Entdeckungen aus dem Jahre 1930 sagt Sedlmayr, daß die meisten primitiven Bauten kosmische Bedeutung hatten⁴³. Diese Bauten haben immer versucht, das Zentrum der Welt darzustellen, und jeder Bau galt als Zentrum im Kleinen. Jene Gebäude wurden noch nicht definiert als „Maschinen zum Leben“, als „Wohnmaschinen“, wie der bekannte Architekt Le Corbusier sagt. Vielmehr waren es Orte, wo man eine Verbindung suchte zwischen Himmel und Erde. Noch heute können wir Menschen beobachten, die in ihrer Wohnung alles haben, was für ihre Arbeit und für ihren Unterhalt wichtig ist. Das ist vor allem in bäuerlicher Umgebung oft noch so. Sie arbeiten für ihre eigene Ernährung, stellen ihre Kleidung selbst her, haben eine eigene Wasserquelle . . . mit einem Wort: Ihr Haus ist ihre Welt. Das ist für G. van der Leuw typischer Ausdruck einer religiösen Mentalität⁴⁴.

Oft ist das Haus unterteilt in verschiedene Räume von sehr unterschiedlichem Charakter, von denen jeder eine eigene Art von Heiligkeit hat. Bei den Römern wohnen die Götter der Familie im ganzen Haus. In einem anderen Typ von Häusern begegnet man der Gottheit in der Küche, besonders im Feuer⁴⁵. Ähnlich ist es mit den Städten. „Jede

³⁹ G. Mensching, *Heilige Stätten*, in „R. G. G.“, Bd. 3, ³ 1959 Sp. 155.

⁴⁰ M. Eliade, a. a. O., Ss 34–35.

⁴¹ G. van der Leeuw, a. a. O., S. 385.

⁴² a. a. O., S. 386.

⁴³ H. Sedlmayr, *Die Entstehung der Kathedrale*, Zürich 1950, S. 98.

⁴⁴ G. van der Leeuw, a. a. O., S. 387.

⁴⁵ a. a. O., S. 389.

Zerstörung einer Stadt ist ein Rückfall ins Chaos. Jeder Sieg über den Angreifer wiederholt den exemplarischen Sieg Gottes über den Drachen (d. h. das Chaos)⁴⁶. Um eine Stadt zu bauen, muß man bestimmte religiöse Gesetze beachten, die schon vorgegeben sind. Diese Gesetze sollen den Willen der Gottheit enthüllen⁴⁷. Sie zeigen, daß die Gottheit dort einwirken will. „Die Grenzen einer Stadt sind sakral.“ Sie haben vier Abschnitte, wie die Welt auch vier Richtungen hat: „Imago mundi“⁴⁸. Insoweit die Stadt ein Sinnbild des Himmels ist, wird sie als ewige Stadt empfunden⁴⁹.

Mittelpunkte der Welt sind also nicht nur Orte, sondern auch Gebäude. Der wichtigste Bau für den religiösen Menschen ist der Tempel. Mit Eliade können wir sagen, das Heiligtum ist der Mittelpunkt der Welt par excellence⁵⁰. Es wird meistens gebaut auf einem Berge, in der Nähe einer Stadt oder als deren Mittelpunkt⁵¹. Bei seiner Errichtung muß ein Ritual befolgt werden, um den Willen der Gottheit zu erkennen⁵². Was den Tempel von anderen Gebäuden unterscheidet, ist seine ausschließliche Bestimmung für die Gottheit. Er ist vollkommen der Welt entzogen und nur auf das Heilige hingebunden⁵³. In seiner Abbildhaftigkeit ist er nicht nur wie die anderen Gebäude „imago mundi“, sondern darüber hinaus in besonderer Weise „imago coeli“, Abbild des Himmels⁵⁴. Durch die Heiligtümer wird die Welt geheiligt, von ihnen gehen Kräfte des Göttlichen aus⁵⁵. Da die Gottheit den Ort für das Heiligtum erwählt hat und nicht der Mensch, ist das Heiligtum mehr als ein Gebäude sonst für den Himmel offen. Daher erklärt es sich, daß Heiligtümer oft an Orten erbaut sind, die schwer zu erreichen sind. Entschieden wird dabei eben nicht nach praktischen, sondern nach religiösen Kriterien.

Auf Grund dieses religiösen Verständnisses ist es nicht erstaunlich, daß die Menschen wallfahren zu religiösen Orten, die eine Beziehung zum Heiligen haben, wo man das Herz der Welt erreichen kann⁵⁶. Der religiöse Mensch glaubt, daß die Gottheit an und von diesen Orten aus wirkt. Dort wird er geheiligt, erlangt Verzeihung, geistige und leibliche Gesundheit und die Annahme seiner Opfer durch die Gottheit. —

Der ortsgebundene religiöse Vollzug ist für den ursprünglichen Menschen von eminenter Bedeutung. Sein ganzheitliches Erleben der Welt kreist um deren Berührungspunkte mit dem Göttlichen, ist zentriert um die „Achse der Welt“, den heiligen Ort mit seinem Tempel. Zu untersuchen bleibt freilich, ob auch der Gott der Offenbarung sich diesem Bedürfnis der menschlichen Seele bei seiner Selbstmitteilung an die Welt bediente.

⁴⁶ M. Eliade, a. a. O., S. 29.

⁴⁷ G. van der Leeuw, a. a. O., S. 392.

⁴⁸ a. a. O.

⁴⁹ H. Rust, *Heilige Stätten*, in „R. G. G.“ Bd. 2, ² 1828, Sp. 1725.

⁵⁰ M. Eliade, a. a. O., S. 26.

⁵¹ a. a. O.

⁵² J. P. Steffes, a. a. O., S. 209.

⁵³ P. Pfister, *Heilig und Profan, religionsgeschichtlich*, in „R. G. G.“ Bd. 2, ² 1928, S. 1716.

⁵⁴ M. Eliade, a. a. O., S. 36.

⁵⁵ a. a. O.

⁵⁶ G. van der Leeuw, a. a. O., S. 393.

Gedanken um das Hausheiligtum

Von Joseph Schmitz

Seit einiger Zeit geht wie eine Welle durch die Schönstattfamilie die Errichtung von sog. Hausheiligtümern. Was hat es damit für eine Bewandnis? Das Schönstattheiligtum, das – so dürfen wir vorsehungsgläubig überzeugt sein – von Gott als Wiege und immerwährende Gnadenstätte im Sinne des Liebesbündnisses und seiner Entfaltung erwählt und ausgezeichnet wurde, hat im Laufe der Jahre mannigfache Vervielfältigungsformen gefunden.

Zunächst gab es im Schönstattwerk nur ein Heiligtum, die Gnadenkapelle der Dreimal wunderbaren Mutter in Schönstatt, in der Gründerzeit im Unterschied zur größeren Hauskapelle des Studienheims „Kapellchen“, heute „Urheiligtum“ genannt. Es war seit Beginn der Bewegung der Mittelpunkt, die Kraftquelle des ganzen Werkes, die Stätte, wo am 18. Oktober 1914 durch den Gründer des Werkes für alle, die sich ihm jetzt und später anschlossen, das Liebesbündnis mit der Gottesmutter vollzogen wurde. Nur wenn die lebensvolle Verbindung mit dieser Quelle besteht, ist das eigentliche Lebenszentrum der Gemeinschaft wirksam. Es mag wertvoll sein, was an Ideen in pastoraler, pädagogischer und aszetischer Sicht in Schönstatt geboten wird, man mag es glänzend und erfolgreich darstellen, man mag die neuzeitlichen Organisationsformen, die um das Heiligtum entstanden sind, schätzen und anwenden – das Geheimnis der Kraft liegt in der lebendigen Verbundenheit mit der Gottesmutter als Mater ter admirabilis und ihrem Heiligtum, einer Verbundenheit, die aus der gläubigen Überzeugung entspringt, daß hier am 18. Oktober 1914 durch die Führung der göttlichen Vorsehung ein Gotteswerk geworden ist. Hier hat der Himmel die Erde berührt, hier ist eine bleibende Begegnung mit dem Gnadenwirken Gottes auf die Fürbitte der Gottesmutter im Sinne der Sendung Schönstatts, der Erneuerung der Welt in Christus durch Maria oder der marianischen Christusgestaltung. An diesem Ort hat die Gottesmutter ihren Thron, von wo aus sie die dreifache Wallfahrtsnade der Beheimatung, der seelischen Umwandlung und des universellen Apostolates vermitteln will. So wird dieses Heiligtum auch zum Symbol ernster Mitarbeit („Nichts ohne dich – nichts ohne uns“), die sich konzentriert in den sog. „Beiträgen zum Gnadenkapital“.

Gottes Vorsehung führte aber im Laufe der Jahre weiter. Als das Schönstattwerk sich in verschiedenen Erdteilen auszubreiten begann, als zuerst Gründungen der Marien-

schwwestern in den verschiedensten Erdteilen, z. B. Südamerika, Afrika, Nordamerika entstanden, blieben sie in der Ferne gläubig mit dem Urheiligtum verbunden. Die personale Verbundenheit konnte sich in den Jahren des Zweiten Weltkrieges nur äußerst spärlich oder gar nicht auswirken. Eines Tages aber begann man das Heiligtum in getreuer Nachbildung auch in fremden Ländern zu bauen. Als dann nach dem Kriege der Gründer seine großen Weltreisen machte, um die verschiedenen Stätten der gewordenen Bewegung in den anderen Ländern zu besuchen, wurde ihm deutlich: Hier spricht die göttliche Vorsehung, sie will, daß das Urheiligtum vervielfältigt wird.

Seitdem entstanden nach und nach in den verschiedensten Ländern und Erdteilen Filialheiligtümer des Urheiligtums in Schönstatt: Zentralheiligtümer am Zentrum der Schönstattfamilie eines Landes, Diözesanheiligtümer als Mittelpunkt der Schönstattfamilie einer Diözese, Stadtheiligtümer für die Schönstattgruppen in einer Stadt und andere mehr – im ganzen bereits eine große Zahl.

Es ergibt sich die Frage über die Zusammenhänge zwischen all diesen Gnadenheiligtümern mit dem Urheiligtum. Das ist eine Frage von theologischem Gewicht. Sind diese verschiedenen Heiligtümer nur Erinnerungsstätten an das Urheiligtum oder sind sie mehr? Wir sind davon überzeugt, daß an all diesen Gnadenstätten die gleichen Gnaden wirksam werden möchten wie beim Urheiligtum. Vielleicht darf man hier einen Vergleich – freilich auf anderer Ebene – wagen: Alle Opferaltäre auf der weiten Welt, auf denen das Opfer Christi gegenwärtiggesetzt wird, alle Tabernakel der Welt, in denen wir Christus ständig gegenwärtig finden, stehen in lebendigem Zusammenhang mit dem Abendmahlssaal und seinem Geschehen bzw. mit dem Kreuzesopfer. Ähnlich ist die lebensvolle Verbindung zwischen dem Urheiligtum und allen anderen Schönstattheiligtümern zu sehen. Die gläubige Überzeugung weiß, daß bei allen Heiligtümern die Wallfahrtsgnaden des Urheiligtums erfahren werden, wo immer einer dem Heiligtum gläubend und vertrauend begegnet.

Bei den Heiligtümern haben sich allmählich verschiedene Prinzipien herausgestellt und als wirksam erwiesen:

– In der Nähe eines Heiligtums, besonders wenn es für einen größeren Raum gedacht ist, finden sich entsprechende Schulungsstätten für die Schönstattspiritualität und -sendung.

– Die Erfahrung lehrt uns: Wir Menschen bauen der Gottesmutter ein Heiligtum, dann baut sie uns die Schulungsstätte. Hier vollzieht sich in einer eigenen Form das Bündnis. So ist es bisher jedenfalls immer beobachtet worden.

– Solche Heiligtümer sollten in einem abgegrenzten Raum stehen, der weit und groß genug ist. Wünschenswert ist dabei eine entsprechend schöne Umgebung, die Gelegenheit zur Erholung bietet, die einen gewissen Frieden atmet.

– Gewöhnlich, so sagt uns der Vorsehungsglaube, macht die Gottesmutter die Schönstattfamilie durch äußere Verhältnisse darauf aufmerksam, ob und wo sie ein solches Heiligtum haben möchte.

Bei den Stadtheiligtümern müßte man diese Bedingungen entsprechend anwenden. Es kann dort naturgemäß nicht möglichst viel Platz um Heiligtum und Schulungsstätte herum geboten werden.

In diesem Zusammenhang dürfen und müssen wir das Hausheiligtum sehen. Was hat dies für einen Sinn?

Früher sprach man in der Schönstattfamilie gern vom Schönstatteck in unserem Hause, entsprechend dem Herrgottseck, wie es in manchen Gegenden Gepflogenheit in der Familie ist. Das Hausheiligtum birgt das Kruzifix wie das Gnadenbild der Mater ter admirabilis. Bei nicht wenigen Hausheiligtümern findet man auch Symbole für den Dreifaltigen Gott, sei es das Vaterauge als Symbol für Gott den Vater und seine Vatergüte, sei es das Bild der Taube als Symbol für den Heiligen Geist.

Allgemeine Überlegungen

Man könnte auf ähnliche Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit hinweisen. In der römischen Geschichte begegnen wir den Penaten, den Hausgöttern, die den guten Geist des Hauses darstellen sollten. Das Wort wurde später auch angewandt für die Götter des Staates und anderer öffentlicher Einrichtungen. Der Dichter Virgil, der zur Zeit der Geburt Christi lebte — Theodor Haecker nennt ihn „Vater des Abendlandes“ —, erzählt in seiner Aeneis, daß Aeneas sich auf die Flucht aus dem Vaterhaus und Vaterland begeben muß. Er nimmt dabei seinen alten Vater auf seinen Schultern mit, aber auch die Hauspenaten.

Im Bereich des kirchlichen Lebens im Lauf der Jahrhunderte lassen sich verschiedene Parallelen finden. Einmal die schon im Frühmittelalter und später erscheinende Gewohnheit, daß größere Landgüter oder Ritter- und Adelsitze Wert darauf legten, eine Haus- oder Schloßkapelle für die Großfamilie dieses Hauses zu besitzen. — In den letzten Jahrzehnten entwickelte sich in Verbindung mit der wachsenden Verehrung des göttlichen Herzens Jesu die Übung der „Thronerhebung“ des göttlichen Herzens in der Familie. P. Mateo Crawley aus Kanada durchreiste fast die ganze Welt, um seine Sendung in dieser Hinsicht zu erfüllen. Ermuntert durch Papst Pius X., hat er seit 1907 immer wieder auf diese Errichtung des Thrones und der Herrschaft des göttlichen Herzens Jesu in den Familien hingewiesen. — Uns allen bekannt ist die Weihe der Familien an die Gottesmutter, die besonders stark angeregt wurde, seitdem Papst Pius XII. im Jahre 1942 die Weihe der ganzen Welt an das Herz Mariä vollzog.

Was liegt all diesen Gepflogenheiten in der Entfaltung des kirchlichen Lebens zugrunde? Der tiefere Sinn ist darin zu finden, daß insbesondere das Haus und die Familie ganz in den Bereich sakralen Lebens hineingezogen werden. Am Schöpfungsmorgen war die Welt aus der Hand Gottes hervorgegangen und hatte durch seine schöpferische Vaterliebe die Weihe erhalten. Sie sollte sich zu seiner Ehre und zum Dienste der Menschen auswirken und entfalten. Aber dann brach mit der Ursünde das Dämonische, der Böse und das Böse, in die Welt ein und entweihte die Schöpfung, die rein und lauter aus Gottes Hand

hervorgegangen war. Die Erde wurde verflucht um der bösen Tat des Menschen willen. Seitdem gilt der Widersacher Gottes als „Fürst dieser Welt“ (Jo 14, 30) und diese ist ihm gewissermaßen tributpflichtig; sie ist, wie Johannes sagt, „ganz in der Gewalt des Bösen“ (1 Jo 5, 19). Nun aber wollte Gott nicht, daß die Schöpfung für immer der Macht des bösen Feindes überantwortet werde, sondern er ersann einen Heilsplan, nach dem die durch die Sünde verlorene Menschheit und entweihte Welt zu ihm heimgeholt werden sollte. An der Vigil von Weihnachten betet die Kirche im Martyrologium, Christus sei in die Welt gekommen, „totum mundum consecrare“, um die ganze Welt zu konsekrieren, zu heiligen. Das war der große Weltplan Gottes. Gott selbst wollte in die Menschheit kommen, in die Geschichte eintreten. Damit hat das Dämonische, der Böse und das Böse, seinen starken Widerpart und Gegenpol erhalten, auf den alle sichtbare und unsichtbare Kreatur hinbezogen werden sollte. „Er hat uns das Geheimnis seines Willens kundgetan. Es war nämlich sein Ratschluß, den auszuführen er bei sich beschlossen hatte, die Fülle der Zeiten eintreten zu lassen und alles, was im Himmel und auf Erden ist, in Christus als dem Haupte zusammenzufassen“ (Eph 1, 10; s. auch Kol 1, 13 ff). Die Heimholung der Welt in Christus zum Vater ist demnach letzte Sinnerfüllung aller Zeit- und Weltgeschichte, die consecratio mundi, die Weihe der Welt. Sie geschieht für den Menschen im gesamten sakramentalen Leben, beginnend mit der Neugeburt in Christus Jesus zum Leben der Gnade, das ständig erhalten, genährt und unter Umständen geheilt wird durch die Lebenskräfte der Sakramente. Sie vollzieht sich auch in all dem, was man gern Sakramentalien nennt, d. h. jenen gnadenvollen Gegebenheiten, die die menschlichen Lebensräume wie auch die Zeiten oder in Fortsetzung der Sakramente den Menschen selbst in das geweihte Leben hineinnehmen sollen.

In diesem Zusammenhang müssen wir das Hausheiligtum sehen. Es ist ja in der Spiritualität Schönstatts ein besonderer Ausdruck für das Liebesbündnis, in das nicht nur alle, die dazu berufen sind, selbst hineingezogen werden sollen, vielmehr sollen alle Lebensräume an diesem Geweihtsein unter dem Vorzeichen der Sendung der Dreimal wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt teilhaben. Gegenüber der fortschreitenden Säkularisierung aller Lebensräume und der Familien geht es hier um eine stärkere Sakralisierung von beiden. Wir sprechen gern in unserer „Werktagsheiligkeit“ von einer Durchsichtigmachung alles Geschöpflichen; alles soll transparent werden auf Gott hin. So soll vor allem der Raum, in dem wir leben, der Lebensraum der Familie und jeder Gemeinschaft, ganz vom Lichte Gottes durchflutet werden.

Psychologische Wurzel

Der Mensch ist ein nestgebundenes Wesen, ist hineingebettet in den Mutterschoß einer Familie. Der hl. Thomas spricht einmal davon, Gott habe dem Menschen einen doppelten Mutterschoß bereitet: einen unter dem Herzen der Mutter, in dem das Kind solange ruht, bis es außerhalb der Mutter leben kann; einen zweiten habe er ihm bereitet in der Familie, sie sei ein „spiritualis uterus“, ein geistlicher Mutterschoß, in dem das Kind solange ruht, bis es selbständig leben kann, d. h. ein Leben nach der Ordnung Gottes aus

freier Entscheidung zu führen vermag. So wie das Kind im Schoße der Mutter vom Leben der Mutter genährt wird, so wird auch im geistlichen Mutterschoß der Mensch genährt von dem in der Familie herrschenden Leben. Bei einer anderen Gelegenheit sagt der hl. Thomas: „Patria est quoddam essendi principium“: Heimat ist eine Urgegebenheit menschlichen Daseins. Entsprechend gilt das von allen echten Gemeinschaften, die nach der Form der Familie gebildet sind und leben.

In einer Familie werden die Glieder durch eine geheimnisvolle Kraft, ein eigentümliches Strömen zusammengehalten, das ohne viele Worte religiös aufbauende Anschauungen und Gewohnheiten vermittelt. Gemeint ist der Familiengeist oder die Seele, die das Gemeinschaftsleben der Familie belebt. Man spricht gern von einer überindividuellen Gemeinschaftsstruktur. Gelegentlich nannte man es „Geist im Hausgestühl“. Auch Familientradition könnte damit gemeint sein, jene Atmosphäre, die sich von Generation zu Generation weiter auswirkt und der Familie ein bestimmtes Gepräge verleiht. Sie hat bei der in Christus gegründeten Familie ihren Grund im einigenden Band des Gnadenlebens, das in allen Gliedern der Familie wirksam sein sollte. Es wirkt sich in allen Äußerungen eines gesunden Glaubenslebens aus, das der einzelne in der Familie lebt. Wo solche Atmosphäre herrscht, werden wie von selbst christliche Lebensanschauungen wirksam. Wir alle wissen, wie sehr zersetzende Einflüsse in der Zeit diese Lebensvorgänge in der Familie aufgelöst haben.

Man könnte fragen: Wie wird eine solche Atmosphäre oder Strömung in der Familie, woraus lebt die Gemeinschaftsseele? Hier im einzelnen darauf einzugehen, erübrigt sich. Sie entsteht und wird gepflegt durch den geweihten Raum, ähnlich wie das konsekrierte Gotteshaus für das Volk Gottes die Atmosphäre schaffen hilft, in der es zu leben vermag. Sie wird durch die geweihte Zeit. Gleich wie das Kirchenjahr für das Gottesvolk, wirkt auch die Zeit formgebend auf den Familiengeist: das geheiligte Jahr, die geheiligte Woche, der geheiligte Tag. Hier geht es um den geweihten Raum, und es wird sofort deutlich, von welchem Wert ein solches Familienheiligtum ist, das der Familie einen gewissermaßen gnadenhaften Mittelpunkt verleiht, der aber konkretisiert ist und der die einzelnen Glieder der Familie sehr stark zu binden vermag, wenn die Lebenskräfte, die von solchem Heiligtum ausströmen, in den einzelnen lebendig aufgefangen werden.

Soziologische Bedeutung

Ein Blick in das öffentliche Leben heute läßt uns deutlich werden, wie bei allen diktatorischen Regierungen Entwurzelung aller Lebensvorgänge zum Prinzip gemacht ist. Der bolschewistische Mensch ist wesentlich bestimmt und beeinflußt durch Auflösungstendenzen nach allen Seiten, nicht zuletzt durch die Auflösung aller Familienprinzipien. Dazu kommt die praktische Auflösung familienhafter Geschlossenheit. Wir erinnern uns an die Bedeutung des Milieus, des Ortes, der Umgebung, der Zeit für die Formung des Menschen. Es ist eine ernste Frage: Welchen Einfluß hat die Zeit auf den Menschen? So sprechen wir von Milieu-Pädagogik, Milieu-Pastoral. Der Mensch ist weithin Produkt seiner Zeit, freilich aber auch Schöpfer seiner Zeit. Unter Milieu verstehen wir all

jene Faktoren, die auf den Menschen einwirken. Er ist *ens sociale*, Gemeinschaftswesen. Er kann gar nicht isoliert für sich leben. In einer ausgeprägt kollektivistischen Zeit hat das besondere Tragweite. Den Kollektivismus dürfen wir sehen als eine Ära massierter Zusammenschlüsse bei übermäßiger Entpersönlichung zugunsten der Menge. Meinungen, Lebensgrundsätze, Ängste und Freuden übertragen sich heute schneller denn je auf den andern. Dabei gibt es keinen großen Unterschied zwischen sog. gebildeten und breiten Schichten. Selbst wenn einzelne den herrschenden Geist durchbrechen, geschieht das vielfach nicht aus absoluter Freiheit, sondern aus (freigewollter) stärkerer Bindung an eine Gemeinschaft, etwa an die Familie, die Kirche, die Gruppe. Man könnte auch von einer psychologischen Masse sprechen, d. h. einer örtlich zerstreuten Gemeinschaft der Menschen, die durch eine Geistesrichtung geeint ist. Hier sind stark wirkende Einflußzentren von großer Bedeutung: Film, Funk, Fernsehen, Freizeit — die „vier F“. Man kann fast von Fabriken öffentlicher Meinung reden, ihrer Suggestion halten nur wenige stand. Wenn die Einstellung der Menschen stärkstens von ihrer Umwelt mitbestimmt wird, dann darf nicht übersehen werden, daß diese heute weithin säkularisiert ist. Im christlichen Mittelalter konnte der einzelne sich leicht wieder im Klima seiner Umgebung, die im wesentlichen vom Christentum geprägt war, regenerieren. In der neuheidnischen Situation ist die Öffentlichkeit weithin entchristlicht, und zwar oft weit mehr als der Einzelmensch. So wird er von dorthin stets aufs neue infiziert. Bedeutsame Folgerungen ergeben sich von daher für die Seelsorge, die Erziehung und unsere Familiengestaltung. Wir müssen, wie wir gerne sagen, Inseln schaffen oder „Heiligtümer“, die eine Atmosphäre ausstrahlen. Hier steht die Bedeutung des Hausheiligtums.

Die Frage von Heimat und Heim bewegt die Gemüter von Millionen von Menschen, die in irgendeiner Form äußere oder — was noch schwerwiegender ist — innere Heimatlosigkeit erfahren. Wie wird nun Heimat konstituiert, welches sind die Wurzeln, aus denen sie wächst? Wir können vier namhaft machen: — das Stück Erde für den Wohnraum, der Boden, der die Heimat bietet; — Heimat wird konstituiert durch das Vater- und Muttererlebnis; — in der Heimat erfährt man zuerst und zutiefst die Begegnung mit Gott; — Heimat ist der Lebensraum, der durch die Liebe geformt ist. Wenn man die zahlreichen Heimatlieder, die aus der Volksseele im Lauf der Jahrhunderte mit gemüthafter Wärme immer wieder erklingen sind, auf sich wirken läßt, dreht es sich meist um diese genannten Wurzeln für die Heimat.

Nun wird aber bei einer Beobachtung der Zeitgegebenheit bald klar, wie diese Wurzeln angekränkelt sind. Ob wir denken an die überaus große Freizügigkeit, das Hin- und Hergeworfensein von Millionen von Menschen, die nicht mehr ein Stückchen Erde ihr eigen nennen; an die Schwierigkeiten der Wohnungsfrage und ihre Auswirkungen auf die Familie und den einzelnen. Gilt nicht auch von der zweiten Wurzel, daß das Vater- und Muttererlebnis nicht mehr oder nicht hinreichend erfahren wird? Wir wissen sodann um die Entchristlichung der Familie und der Heimat. Wie viele Kinder, wie viele, die heranwachsen, haben hier nicht die erste tiefhaltige und nachwirkende Begegnung mit Gott erfahren. Viele Fragen tun sich hier auf. Besonders nachteilig aber ist das

vielfache Fehlen oder Versagen der Liebe. Wo Liebe ist, da ist Heimat. Wo aber diese Kraft der Liebe nicht mehr lebendig ist, kann auch keine Heimat werden.

Hat nun das Hausheiligtum und seine Pflege nicht für diese Urgegebenheit menschlicher Existenz, wie sie die Heimat ist, eine grundlegende Kraft? Das wird uns noch klarer, wenn wir in der weiteren Darlegung an die Wallfahrtsgnade der Beheimatung denken, die wir beim Urheiligtum in Schönstatt und entsprechend bei allen anderen Heiligtümern erwarten und erleben.

Exegetische Überlegungen

Die Hl. Schrift spricht an vielen Stellen vom Haus und der Familie und den Lebenszusammenhängen, die mit ihnen verbunden sind. Der Mensch bedarf zum Leben einer entsprechenden Umwelt und eines schützenden Obdachs, einer Familie, eines Hauses. In der Schrift werden beide mit dem gleichen hebräischen Wort bezeichnet, das in zusammengesetzten Wörtern als „bet“ vorkommt. Gott hat dem Menschen nicht nur eine natürliche Familie und irdische Wohnung zugeordnet. Er will ihn auch in sein eigenes Haus aufnehmen. Wir denken an die Durchsichtigmachung alles Geschöpflichen, an die transparente Bedeutung, die das irdische Heim für die Erfahrung der Gottesfamilie in der Ewigkeit hat. Aber der Herr will ihn nicht als Knecht, sondern als Kind in sein Haus aufnehmen. So schlug er inmitten von Israel im Tempel seine Wohnstatt auf. Er sandte auch seinen eingeborenen Sohn, damit er „hingehe und uns eine Wohnstatt im Hause seines Vaters“ errichte. Er wollte uns eine Wohnstätte auf Erden bereiten in der Kirche, in der Gemeinschaft aus lebendigen Steinen, die allen Menschen offensteht.

Die Hl. Schrift gibt eine reiche Fülle an Hinweisen und Darlegungen über das Haus der Menschenkinder. Der Mensch sehnt sich danach, eine Stätte zu haben, wo er daheim ist, ein „Nest“ hat, wie ein uralter Spruch sagt (Spr 27, 8), ein Dach, das sein Privatleben schützt (Sir 29, 21). Diese Stätte soll in seiner Heimat sein, dort, wo sein Vaterhaus steht (s. Abraham), jenes Erbe, das ihm niemand wegnehmen, ja nicht einmal begehren darf. In diesem Haus, das sorglich gehütet wird und das die Liebenswürdigkeit eines „braven Weibes“ erhält (s. Goldenes Alphabet), während ein böses Weib es unwohnlich macht (Sir 25, 16), lebt der Mensch mit seinen Kindern, die dort ihre bleibende Stätte haben. Ein Haus ist so wertvoll, daß der Erbauer eines Hauses nicht daran gehindert werden darf, es zu bewohnen. Er freut sich, wenn er darin Gäste beherbergen darf.

Die Erbauung eines Hauses bedeutet nicht nur die Errichtung eines steinernen Gebäudes, sondern bringt mit sich die Gründung eines Hausstandes, die Weckung von Nachkommenschaft und die Vermittlung religiöser Unterweisung und echter Tugendbeispiele. Dazu bedarf es der Weisheit und mühevoller Arbeit, für die eine tüchtige Frau durch nichts zu ersetzen ist (Goldenes Alphabet); ja, es ist ein göttliches Werk, das der Mensch nicht allein vollbringen kann. Freilich kann er auch durch böses Tun Unglück über sein Haus bringen und es wieder vernichten. So hat die Sünde schon vor der Zerstörung des

Hauses einen Untergang herbeigeführt: den des Menschen selbst, denn er ist ja nur eine hingefällige Hütte aus Lehm (Job 4, 19), dem Gott durch seinen Odem das Leben eingehaucht hat.

Die Hl. Schrift weiß aber noch weit mehr über das Haus als Wohnstatt Gottes zu sagen. Die Menschen trennten sich von Gott, der ja bei ihnen weilen wollte, wie der biblische Bericht über das Paradies so treffend sagt: „Gott wandelte mit ihnen im Paradies“. Doch Gott wollte wieder Wohnung bei ihnen nehmen. Zahlreich durchziehen die Hinweise darauf die heilige Geschichte. Abraham muß sein Vaterhaus verlassen, als Pilger in Zelten leben und so seine Nachkommen, bis Israel in Ägypten sich niederläßt. Aber dann verläßt dieses Volk Gottes auf Gottes Geheiß das „Haus der Knechtschaft“. Gott zieht mit dem Volke im heiligen Zelte auf der langen Wanderung, bis endlich Salomon ihm ein festes Haus bauen darf. Aber der Herr ist nicht auf dieses Haus angewiesen, wie die Propheten so oft verkündet haben.

Der Neue Bund spricht noch mehr vom Wohnen Gottes bei den Menschen. Christus, das „Wort Gottes“, kommt in die Welt, um unter uns zu wohnen, sein Zelt aufzuschlagen. In Bethlehem aber, der Davidsstadt, seiner Stadt, fand sich kein Haus, das ihn aufgenommen hätte. Er wohnt in Nazareth im Haus seiner Eltern. Aber er tut ihnen deutlich kund, daß er „in dem sein müsse, was seines Vaters ist“, dessen Haus der Tempel ist. Das Fest der hl. Familie weist in seinem Kirchengebet darauf hin, Jesus habe das häusliche Leben durch unaussprechliche Tugenden geweiht (konsekriert). Im Tempel greift er mit der Autorität des Sohnes ein, weil man das Haus seines Vaters entweiht hat. Dieses Haus ist deshalb als Gebetsstätte für das Volk dem Untergang geweiht, es wird zerstört werden. Doch an seiner Stelle errichtet er ein neues Haus, die Kirche.

Während diese seine Sendung sich erfüllt, hat er selber weder Heimstatt noch Familie. Aber er besucht die Menschen, sogar das Haus von Sündern und Zöllnern. Bald wird er liebevoll aufgenommen, bald ablehnend. Immer geht es ihm um eins: alle, denen er begegnet, heimzuholen in das Haus seines Vaters. Den Jüngern überträgt er eine Sendung. Sie verlassen auf seinen Ruf hin das eigene Haus und gehen in die Welt, gleichfalls aber, um alle auf den Weg zu leiten, der zum Vaterhaus Gottes führt.

Der Herr selbst ist uns dann vorausgeschritten, um im himmlischen Vaterhaus uns eine Wohnstätte zu bereiten.

Um dorthin zu gelangen, muß der Mensch die irdische Wohnstätte verlassen, er muß, wie St. Paulus im zweiten Korintherbrief darlegt, ein neues Haus beziehen, mit dem er überkleidet wird. Aber in der irdischen Zeit soll er mithelfen, am Hause Gottes mitzubauen, dessen Fundament und lebendiger Eckstein Christus ist. Der Tempel selber wird erbaut aus lebendigen Steinen. Dann werden wir „Hausgenossen und Mitbewohner des Reiches Gottes“ (Eph). Das himmlische Jerusalem, wie die Apokalypse es beschreibt, hat keinen Tempel mehr. Es ist in seiner Gesamtheit Wohnstätte Gottes geworden, in der die Menschen, die zu seinen Kindern geworden sind, mit Christus in der Liebe des Vaters verbleiben.

Warum ein marianisches Hausheiligtum?

Auf diese Frage gibt es eine mehrfache Antwort.

– Maria hat als mütterliches Prinzip in der Heilsordnung eine starke familienbildende Kraft.

– Zum Heim gehört der Vater und die Mutter. Wir sprechen gern vom Vaterhaus als dem Heim der Familie. Wir wissen, daß die Mutter das Haus erst zum Heim macht. Das heilsgeschichtliche Bild der Gottesmutter gibt dem gottgewollten, fruchtbaren Spannungsverhältnis zwischen Mannes- und Frauenideal eine gesunde Entfaltung und Einheit. Fröbel, der bekannte Pädagoge, spricht von einem sphärischen Gesetz, dem Gesetz der Polarität. Über die Bedeutung dieses Gesetzes hat Gertrud von Le Fort in „Die ewige Frau“ Lichtvolles gesagt.

– Maria verleiht den Familien den „jungfräulichen Grund“, d. h. sie schenkt jene natürlich-übernatürliche Atmosphäre der Reinheit und der Freude, die dem Familienleben und dem Hause die notwendige Sonne gibt.

– Maria ist Wegweiserin in der Erziehung zu Christus hin: „Was er euch sagt, das tut“ (Jo 2) und verbreitet die heute so oft geforderte Haltung des Glaubens. Sie ist selber die Glaubende. Alle, die sich in ihren Bannkreis begeben, werden mit einer tiefen Glaubensatmosphäre beschenkt. In der „marianischen Luft“ bleibt die Familie eine „Kolonie des Himmels“.

Eine zweite Antwort auf die Frage, warum ein marianisches Hausheiligtum, und zwar ein Schönstatt-Hausheiligtum, gibt uns die dreifache Wallfahrtsgnade, die wir vom Urheiligtum wie von allen anderen Heiligtümern erwarten und die schon vielen geschenkt worden ist. Hier ist besonders die Gnade der Beheimatung gemeint. Sie will all das bringen, was als Forderung aus der Zeit, aus der Verfassung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft dargetan wurde. Ein Blick in das Wirken Gottes in der einzelnen Seele sowie in den Familien zeigt überraschend, wieviel lebendiges religiöses Leben von der gesunden Fühlung mit dem Hausheiligtum bereits ausgegangen ist. Das gilt nicht zuletzt von Alleinstehenden, die nicht in der Familie leben, sondern – etwa als Berufstätige – ein eigenes Heim haben. Es gilt auch vom Haus des Priesters. Je lebendiger die Fühlung mit der Gottesmutter im Hausheiligtum und durch sie mit Christus, ihrem Sohne, und dem Dreifaltigen Gott gepflegt wird, um so gesunder ist auch die Entfaltung nicht nur des inneren Lebens, sondern auch der menschlichen Kräfte, die das Leben der Menschen untereinander in der Gemeinschaft möglich machen und ihm einen Strahl der Freude gewähren können.

Praktische Auswertung

Die Errichtung eines Hausheiligtums ist in verschiedener Form möglich und richtet sich nach den Gegebenheiten in der Familie, einer familienhaften Gemeinschaft oder im Hause eines Alleinstehenden.

Das Hausheiligum kann eine besondere Weihe erhalten, sei es, daß der Priester dazu gebeten wird, oder, was sinnvoll ist, daß der Hausvater die Weihe des Hauses bzw. des Hausheiligums an die Gottesmutter und durch sie an den Dreifaltigen Gott vornimmt. Diese Hausweihe ist parallel zu der liturgischen Hausweihe zu sehen. Ob sie geschieht unter Teilnahme der jeweiligen Gruppe und Gemeinschaft, zu der die Familie bzw. der einzelne gehört, muß überlegt werden. Es hat etwas für sich; aber es spricht auch manches dafür, wenn es sich um eine Familie handelt, daß diese Hausweihe nur im Schoße der Familie vollzogen wird.

Im praktischen Alltag gilt es dann, die innere Beziehung zum Hausheiligum zu verlebendigen, für die Familie insgesamt, aber auch für den einzelnen. Ehe man das Haus verläßt, grüßt man die Gottesmutter im Hausheiligum und bei der Rückkehr ebenso, wie es ja auch Brauch ist in manchen Abteien und klösterlichen Gemeinschaften. Diese Beziehung wird vertieft durch entsprechende Konzentrierung der verschiedensten religiösen Lebensäußerungen auf das Hausheiligum. Dort trifft man sich zum Gebete; dorthin läßt sich Freud und Leid des alltäglichen Lebens tragen.

In einer Familie, besonders mit heranwachsenden Kindern, kann mit einer entsprechenden Symbolik gearbeitet werden. Der einzelne hat einen Gegenstand dieses Hausheiligums, der sein Ideal mitformen und -prägen hilft. Darüber liegen im Familienwerk schon Erfahrungen vor und es wäre schön, wenn einzelne solche einmal darlegen würden.

Der Sinn der Pflege des Hausheiligums ist die Sakralisierung des Heimes. In der Urkirche sagte man — so Chrysostomus, wenn er zu den Familien predigte —: „Das Haus ist eine kleine Kirche“, wo sich der Nachvollzug dessen, was im liturgischen Geschehen und im Wortgottesdienst in der „ecclesia“ der Gemeinde erfahren wurde, auswirken soll. Wenn das erreicht wird, hat das Hausheiligum einen nicht unwesentlichen Beitrag zu leisten für die Sakralisierung der Welt insgesamt, für das, was Christus bei seinem Kommen in die Welt tat: „mundum consecrare“ — er wollte die Welt wieder hineinnehmen in den vom Vater geheiligten Lebensraum.

Dachau 1942 (IV)

Von Engelbert Monnerjahn

Verbesserungen

Die Zustände in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern waren – darüber ist kein Zweifel möglich – zu allen Zeiten schlimm; doch waren sie nicht immer und überall gleich schlimm. So konnten die Schutzhäftlinge im Konzentrationslager Dachau nach dem Hungersommer 1942 mit seinem mörderischen Arbeitseinsatz, seinen vielen Toten und den heimtückischen Invalidentransporten im Herbst des gleichen Jahres die Feststellung machen, daß die Dinge für sie allmählich eine zwar geringe, aber für ihre Verhältnisse sehr spürbare, hoffnungweckende Wendung zum Besseren zu nehmen begannen. Schon am 13. August war die Verfügung bekanntgegeben worden, daß künftig keine deutschen Geistlichen mehr auf Invalidentransport, also zum Tod in den Gaskammern von Hartheim bei Linz an der Donau, geschickt werden dürften¹, und tatsächlich konnten drei Priester, die sich bereits fertig zum Abtransport auf dem Invalidenblock des Lagers befanden, auf Block 26, und damit ins Leben zurückkehren². Für weiteste Kreise der Häftlinge von lebensrettender Bedeutung war, daß die SS-Lagerleitung etwa ab Mitte Oktober zunächst stillschweigend und von Anfang November an auch ausdrücklich den Empfang von Paketen zuließ. In den Genuß dieser Erlaubnis kamen nicht allein die deutschen, sondern auch die tschechoslowakischen und polnischen Häftlinge, soweit ihre Angehörigen im deutschen Herrschaftsbereich wohnhaft waren³. In den Rahmen dieser Besserung der Verhältnisse gehörte es, daß Pater Kentenich am 13. Oktober 1942, auf den Tag genau sieben Monate nach seiner Einlieferung ins Konzentrationslager Dachau, endlich dem Block der deutschen Priester, Block 26, zugeteilt wurde und dort auf Stube 4 kam. Fünf Monate war er auf dem Zugangsblock gewesen und zwar nacheinander auf Block 13, 24 und 17; nicht ganz zwei Monate, seit dem 23. August, hatte er mit den polnischen Priestern auf Block 28 gelebt. Als erster meldete Kaplan Dresbach die Übersiedlung in seinem Brief vom Samstag, dem 17. Oktober, in der uns schon geläufigen Tarnsprache: „Männi⁴ berichtet: man hatte im

¹ Pater Josef Fischer, Dachau, Bd. I, S. 108; Johann Maria Lenz, Christus in Dachau, S. 151. Für bibliographische Verweise zu hier nicht näher bezeichneten Büchern vgl. die bisherigen Nummern REGNUM 1967.

² P. Dr. Sales Heß, Dachau – eine Welt ohne Gott, Nürnberg 1946, S. 145. Pater Heß erwähnt dabei einen Kaplan Scheipers namentlich.

³ Fischer, a. a. O., S. 193; Franciszek Korszynski, Un vescovo polacco a Dachau, S. 99; Lenz, a. a. O., S. 169.

⁴ „Männi“ ist Kaplan Dresbach selbst; zur Tarnung spricht er von sich unter einem Decknamen und in der dritten Person.

Oktober gerade eine Novene beendet, als Josef endlich zu ihm versetzt wurde.“ Im Brief Pater Fischers vom folgenden Tag lautete die Nachricht: „Freue mich mit Euch, daß Onkel endlich nach genau sieben Monaten in Simons⁵ Behausung eingezogen, nachdem er unmittelbar vorher bei Mariannes Landsleuten⁶ — seinen Standesgenossen —, denen er in seiner Art von seinem Geiste in Wort und Tat manches geschenkt, wirkte. Die göttliche Vorsehung wird die Fädchen, die er eingefädelt, sicher fein weiterfädeln. Er lebt ja ganz seinem Werk und fragt immer wieder danach, welche Aufgaben die Vorsehung durch die Verhältnisse neu steckt.“

Die Besserung der Dinge in Dachau stand fraglos im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, die Häftlinge immer stärker für die deutsche Kriegsindustrie arbeiten zu lassen. Nicht wenige Autoren jedoch bringen die Veränderungen auch mit der Person des damaligen Lagerkommandanten, SS-Obersturmbannführer Martin Weiß, in Verbindung, der — nach Johann Maria Lenz im August⁷ — 1942 den bisherigen Kommandanten Piorkowski abgelöst hatte. Weihbischof Neuhäusler und der eben erwähnte Priester Johann Maria Lenz wissen in ihren Darstellungen über Dachau eine ganze Reihe von Verbesserungen aufzuzählen, die auf Weiß — der im übrigen ein aus der Kirche ausgetretener Katholik war — zurückgehen sollen: die Aufhebung der Strafkompagnie⁸, die, wenn auch nur vorübergehende, Abschaffung der Prügelstrafe⁹, die Absetzung des Lagerältesten Kapp, eines üblen Egoisten und Kameradenschinders¹⁰. Auch soll Weiß den Balken im Baderaum, an dem die scheußliche Strafe des „Hängens“ vollzogen wurde, entfernt und schließlich gestattet haben, daß wenigstens die Priester mit den Sterbesakramenten versehen werden durften¹¹. Zusammenfassend fällt Lenz über Weiß und seinen 1. Schutzhaftlagerführer von Redwitz das Urteil: „ . . . den Sadismus der Lagerleitung und die Allmacht der Lagerbonzen hatten sie wenigstens teilweise gebrochen¹².“ Weihbischof Neuhäusler bescheinigt dem Kommandanten sogar „ein im Grunde gutes Herz“ und bezeichnet es als tragisch, daß er nach dem Kriege im ersten Dachaprozeß vom 15. November bis 13. Dezember 1945 zum Tode verurteilt und gehängt wurde¹³. Selbst kritischere Beurteiler wie Schnabel¹⁴ und Bischof Korszynski¹⁵ legen ein relativ günstiges Zeugnis über Weiß ab. Dabei muß man freilich die Frage nach den Beweggründen für sein Verhalten stellen. Lag echte Menschlichkeit vor? Ahnte oder fürchtete er, daß der Krieg und damit die Herrschaft Hitlers ein katastrophales Ende nehmen würden? Edgar Kupfer-Koberwitz referiert die unter den Häftlingen umgehende Meinung, daß die Braut des Kommandanten einen wohlthuenden Einfluß

⁵ „Simon“ ist Pater Fischers zweiter Taufname.

⁶ Mit „Marianne“ ist eine aus Polen gebürtige Marienschwester gemeint.

⁷ Lenz, a. a. O., S. 166.

⁸ a. a. O., S. 167.

⁹ a. a. O., S. 166.

¹⁰ a. a. O.

¹¹ a. a. O., S. 244.

¹² a. a. O., S. 170.

¹³ Neuhäusler, Wie war das im KZ Dachau?, S. 17.

¹⁴ Reimund Schnabel, Die Frommen in der Hölle, S. 149.

¹⁵ Korszynski, a. a. O., S. 115.

zugunsten der Gefangenen auf ihn ausübte¹⁶. Ob sie es auch war, die dafür sorgte, daß der Blumenschmuck ihrer Hochzeit mit Weiß, die nach Kupfer-Koberwitz auf Oster-sonntag, den 26. April 1943, stattfand¹⁷, nach der Hochzeit in die Lagerkapelle auf Block 26 wanderte, um dort vor dem Marienaltar Platz zu finden¹⁸?

Nach wie vor: „Welt ohne Gott“

Trotz der unbestreitbaren und erfreulichen Verbesserungen des Spätjahres 1942 stand es aber weder in Dachau noch in den anderen Konzentrationslagern zum besten. Das geht nicht zuletzt aus zwei Runderlassen der SS vom Dezember 1942 mit genügender Deutlichkeit hervor. Im ersten, datiert vom 2. Dezember und von Himmler selbst unterschrieben, wurde die Anordnung getroffen, daß die Prügelstrafe „in Zukunft“ nur noch als letztes Mittel Verwendung finden dürfe, wenn alle anderen Strafen wie Arrest, Essensentzug, Strafarbeit sich als nutzlos erwiesen hätten¹⁹. Das besagt, daß die Prügelstrafe noch immer im Schwange war und auch weiterhin, wenn auch eingeschränkt, in Übung bleiben sollte. Der zweite Erlass, mit dem Datum des 28. Dezember und im Auftrag Himmlers von SS-Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS Krüger unterzeichnet, verfügte, daß die Sterblichkeitsziffer in den Konzentrationslagern gesenkt und die Arbeitsfähigkeit angehoben werden müsse, und macht die jeweiligen Ersten Lagerärzte dafür verantwortlich²⁰. Wir wissen, wie hoch die Todesrate auch im zweiten Halbjahr 1942 noch war²¹; speziell für Dachau gibt Kupfer-Koberwitz die Zahl der Toten im Dezember des genannten Jahres mit zehn pro Tag an²², was bedeutet, daß sie zwar nicht mehr so hoch war wie im August, jedoch auch nicht geringer als im September mit seinen 319 amtlich bestätigten Toten. Selbst die Verfügung vom 13. August, nach der keine deutschen Geistlichen mehr auf Invalidentransport kommen durften, wurde nicht absolut befolgt: Pfarrer Bernhard Heinzmann aus der Diözese Augsburg wurde Mitte August nach dem Erlass der Verfügung auf die Liste eines Invalidentransports gesetzt und, obwohl von seiner Krankheit genesen, im September mit in die Gaskammern geschickt, nur 36 Jahre alt²³. Nicht anders erging es dem evangelischen Pfarrer Werner Sylten um ungefähr die gleiche Zeit²⁴.

Dachau war nach wie vor „eine Welt ohne Gott“ (Pater Sales Heß) und damit Machtbereich Satans und satanischer Teufelei. Ein Beispiel satanischer Niedertracht bildeten gerade im Herbst 1942 die Experimente, die von gewissen- und herzlosen Ärzten an Gefangenen in Dachau vorgenommen wurden. Liest man die Schreiben, mit denen

¹⁶ Edgar Kupfer-Koberwitz, *Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau*, 2. Aufl., Bd. II, Stuttgart 1960, S. 133.

¹⁷ a. a. O., S. 134.

¹⁸ Die Angabe, daß der Blumenschmuck von Weiß' Hochzeit in die Lagerkapelle kam, findet sich bei Lenz in der Auflage seines Buches „Christus in Dachau“ aus dem Jahre 1956, S. 266.

¹⁹ Martin Broszat, *Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933–45*, in: *Anatomie des SS-Staates*, Bd. II, S. 126.

²⁰ Eugen Kogon, *Der SS-Staat*, S. 152.

²¹ Vgl. *REGNUM*, April 1967, S. 71.

²² *Die Mächtigen und die Hilflosen*, Bd. II, S. 112.

²³ Heß, a. a. O., S. 144; Fischer, a. a. O., S. 108.

²⁴ Amtlich mitgeteiltes Sterbedatum: 26. August 1942. Vgl. Schnabel, a. a. O., S. 79; ferner: Joseph Joos, *Leben auf Widerruf*, S. 93.

diese Mediziner bei den zuständigen Stellen, besonders bei Himmler selbst, um die Zuteilung von Häftlingen (anders läßt sich der Vorgang nicht nennen) für ihre Versuche einkamen, oder über ihre schaurigen Resultate Bericht erstatteten, so weht einen die Atmosphäre einer unmenschlichen Kälte und Rücksichtslosigkeit an, die mit wissenschaftlicher Sachlichkeit nichts zu tun hat. Im Herbst 1942 waren drei Reihen von Menschenexperimenten in Dachau im Gange: Phlegmone-, Malaria- und Unterkühlungsversuche. Zu den Phlegmoneversuchen, bei denen die Phlegmone, eine eitrige Zellgewebsentzündung, durch eine operative Infektion willkürlich und künstlich herbeigeführt wurde, verwendete man fast ausschließlich Priester und Ordensleute, zum Teil Deutsche, in der Hauptsache aber Polen. Nach den Angaben Heini Stöhrs, eines sozialdemokratischen Häftlings, der als Oberpfleger im Revier zeitweilig bei der Vornahme der künstlichen Infektionen zugegen sein mußte, starben von einer Gruppe von vierzig Priestern, die zu einer Versuchsserie gezwungen worden waren, nach den amtlichen Unterlagen, die er einsehen konnte, ungefähr zwölf²⁵. Aus einer anderen Gruppe von zwanzig jungen polnischen Geistlichen, die anlässlich eines Besuchs Himmlers in Dachau zu den Phlegmoneversuchen bestimmt wurden, blieben nur acht am Leben²⁶. Denen, die solche Versuche überstanden, mußten in einer Anzahl von Fällen die infizierten Arme oder Beine amputiert werden, weil die Wunden zu umfangreich geworden waren²⁷. Die Malaria-Experimente in Dachau führte ein Professor Dr. Klaus Schilling durch. Auch dafür wurden durchweg polnische Priester, im ganzen etwa 120, herangezogen²⁸. Die wohl am meisten gefürchteten Experimente jener Wochen waren die Unterkühlungsversuche des SS- und Luftwaffenarztes Dr. Rascher, der mit seinem Dilettantismus, Sadismus und rücksichtslosem Ehrgeiz eine der unheimlichsten Figuren war, die in Dachau auftauchten²⁹. Die Unterdruckversuche, die er bereits im Frühjahr 1942 in Dachau durchgeführt hatte, hatten nicht weniger als 70 bis 80 Häftlingen einen grausamen Tod gebracht³⁰.

Intensive Arbeit in der Stille

In diesem Kampffeld teuflischer Mächte standen Pater Kentenich und Pater Fischer, als sie – nach dem Tod Pater Eises einstweilen zu zweit – ihre Arbeit auf dem Desinfektionskommando fortsetzten. Im Brief vom 22. August hatte Pater Kentenich ihre innere Einstellung und die Linie ihres Handelns vorgezeichnet; es heißt darin: Paulus (d. i. Pater Kentenich) „kündet mit großem Vertrauen eine Zeit bevorstehender Groß- und Wundertaten und lebt seine Mahnung: ‚Euer Wandel sei im Himmel‘ in Form steten Liebesverkehrs mit Gott und seiner Welt mit wachsender Sehnsucht und Hingabe; fühlt sich gedrängt, dem Wort auch die Deutung zu geben: ‚Sorge, daß die Welt um dich ein Stück

²⁵ Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses. Herausgegeben und kommentiert von Alexander Mitscherlich und Fred Mielke, 51.–75. Tausend, Frankfurt am Main und Hamburg 1962 (Fischer Bücherei 332), S. 164.

²⁶ Lenz, a. a. O., S. 144.

²⁷ Neuhäusler, a. a. O., S. 61.

²⁸ Lenz, a. a. O., S. 145.

²⁹ Kogon, a. a. O., S. 182.

³⁰ Zu diesen Experimenten vgl. Medizin ohne Menschlichkeit, S. 20 ff.

Himmel wird' – ähnlich wie die damaligen Städte sich mühten, Roms Abbild zu werden . . .“

Was da als Mahnung nach Schönstatt hinausgeschickt wurde, bezogen sie nicht weniger auf sich selbst. Sie führten zunächst das Terziat weiter, das Pater Fischer am 2. Juli unter der Leitung Pater Kentenichs begonnen hatte. Unter dem 5. September gibt Pater Fischer seinen Angehörigen einen kleinen Einblick in diese Schulung, wenn er schreibt, daß sie beide „bei einsamer Beschäftigung in seelischer Zweieinheit“ verharren, und daß Pater Kentenich ihn in der Kunst unterweise, „täglich aus den Gegebenheiten des Alltags Gottes und der Gottesmutter Wollen und Wünschen und Fügen abzulesen.“ Ausführlicher noch ist ein Passus im Brief vom 18. Oktober: „Simon“, so heißt es da, „ist also in der Terziatsschule. Nach Mitteilung ist sie zwar klein, aber fein. Daß es so schön und harmonisch, so tief und schlicht würde, hätte er sich sicher nicht träumen lassen. Und daß er wochen-, ja monatelang Tag für Tag viele Stunden direkt mit seinem Lehrmeister allein sprechen und planen, beten und arbeiten kann, das ist sicher unverdientes großes Glück.“ Außer Pater Fischer widmete Pater Kentenich sich in jenen Herbsttagen der Schulung von Dr. Kühr und Dr. P. Da er wegen einer Augenentzündung Rotlicht nehmen mußte und die dazu notwendige Bescheinigung eines SS-Arztes erhalten hatte, konnte die Schulung durchweg im Revier stattfinden, wo die beiden Novizen tätig waren. Als alte Lagerhasen wußten sie es einzurichten, daß ihr Beisammensein nicht zu häufig gestört wurde. Auch trafen sie Vorsorge, daß das ärztliche Attest, nachdem es abgelaufen war, eine Zeitlang erneuert wurde.

Besondere Akzente und Antriebe erhielt diese intensive Kleinarbeit von Mann zu Mann durch die nicht wenigen Marienfeste des September und Oktober. Auf Mariä Geburt (8. September) sprach Pater Kentenich während der Arbeit mit Pater Fischer über die Herrlichkeiten der Gottesmutter „in ordine naturali, supernaturali et glorioso“, in der Ordnung der Natur, der Gnade und der Glorie; die Beschäftigung mit Maria und ihre Verehrung dürfe nicht als überflüssiges Rankenwerk des christlichen Lebens angesehen werden, weil die Marienherrlichkeiten die Gottes- und Menschenherrlichkeiten in das rechte Licht rückten und das Marienbild das Gottes-, Christus-, Kirchen-, Menschen-, Familien- und Staatenbild rette. Am Vortag des Festes Mariä Namen fühlte Pater Kentenich sich gedrängt, eindringlich über die Bedeutung der Liebspädagogik zu sprechen. Er meinte dabei zu Pater Fischer: Falls ihm in Dachau etwas zustoße, die Liebspädagogik müsse in Schönstatt unter allen Umständen hochgehalten werden. Am Feste Mariä Namen selbst (12. September) erneuerten die beiden Gefährten ihre Inscriptio-Weihe. Auch stellten sie an diesem Tage eine ziemlich umfangreiche Gebetsordnung auf, die sie fortan, wenn immer die Verhältnisse es zuließen, täglich gemeinsam durchführen wollten. Jeden Morgen, bei der Aufnahme der Arbeit, wollten sie zuerst die kleine Weihe „O meine Gebieterin, o meine Mutter“ verrichten und dann nach allen vier Himmelsrichtungen den Exorzismus, das Banngebet über den Teufel und seinen Anhang sprechen. Dieselbe Weihe und den gleichen Exorzismus wollten sie sodann für Freunde und Feinde je einmal wiederholen. Danach sollten einige Schönstattgebete folgen: „Mutter dreimal wunderbar“, „Mutter mit dem Himmelskinde“, „Breit um uns

Deinen Mantel“ sowie eine Aufopferung des Kostbaren Blutes Jesu Christi und der Verdienste der Allerseligsten Jungfrau zur Sühne für die Sünden, die in der Schönstattfamilie und der ganzen Welt begangen werden. Des weiteren nahmen sie in die Gebetsordnung auf: ein Gebet um geistliche Berufe, je ein Bittgebet für die konkreten Anliegen und Nöte des Lebens im Lager zur Mater ter admirabilis und zu Josef Engling, ein Gedenken für die Toten, im besonderen für Pater Eise, und die Erneuerung der Jahreslösung der Schönstattfamilie. Den Abschluß bildete in der ersten Zeit das Dankeslied „Die Fesseln sind gefallen“. Als in den ersten Wochen des neuen Jahres das Heimatlied entstanden war, wurde es ebenfalls in die täglichen Gebete eingefügt, desgleichen später aus der Werktagsheiligkeit das Gebet um „Einwohnung“, in dem einige Motive des Schönstattoffiziums vorklingen: „Liebreichster Jesus, Liebhaber des Menschengeschlechtes, Bräutigam der Seelen, komm zu uns und mache unsere Seelen zu Deinem Brautgemach, zu Deinem Sion, zu Deinem Bethanien . . .“ Es war ohne Frage ein nicht geringes Gebetspensum, das Pater Kentenich und Pater Fischer sich da freiwillig auferlegten. Die Gefahr, sich an diese Ordnung zu versklaven, war in ihrem Falle ausgeschlossen; das Leben in Dachau war dafür viel zu unruhig, daß weit eher die Gefahr bestand, von dieser ständigen Unruhe gepackt und einem regelmäßigen Gebet total entfremdet zu werden.

Der 18. Oktober

Mit der engeren Vorbereitung auf den 18. Oktober, den Gründungstag des Schönstattwerkes, begannen die beiden durch eine Novene am 10. Oktober. Grundthema der Novene war das große Anliegen Pater Kentenichs seit seiner Verhaftung: die innere und die äußere Freiheit der Schönstattfamilie. Diese Freiheit, die innere wie die äußere, war für ihn untrennbar mit der Inscriptio verknüpft. Darum kreisten die Betrachtungspunkte während der Novene immer wieder um die Inscriptio als die vollständige und vollkommene Preisgabe und Hingabe an Wunsch und Willen Gottes. Eines Tages warf Pater Kentenich dabei die Frage auf, ob nicht alle, die in der Schönstattfamilie an leitender Stelle stehen, sich für die Dauer ihrer Amtszeit durch eine eigene Weihe, zum Beispiel durch ein Privatgelübde, verpflichten sollten, für den Geist der Inscriptio zu sorgen, um dadurch ein Streben und Leben nach heiliger Freiheit zu sichern. Zur Vertiefung der eigenen Hingabe-Haltung hielten die beiden Gefährten, beginnend mit dem Fest der Mutterschaft Mariens am 11. Oktober, täglich eine Schriftlesung aus dem Neuen Testament unter dem Gesichtspunkt der Inscriptio.

Am 18. Oktober selbst, der 1942 ein Sonntag war, fand in Dachau keine gemeinsame Veranstaltung der dort inhaftierten Schönstätter statt. In den Gesprächen während des Tages gingen die Gedanken Pater Kentenichs, wie Pater Fischer berichtet, sowohl in die Vergangenheit wie in die Zukunft des Schönstattwerkes. Das Ergebnis der Überlegungen faßte er in die Worte zusammen: „Unsere Familie ist ein gesunder (Wurzel, Entwicklung), ein sturmerprobter (Ort, Personen, Werk), ein blüten- und fruchtreicher, ein entfaltungs- und entwicklungsfähiger und -bedürftiger Baum.“ Aufzeichnungen, in denen diese Gedanken ausführlicher festgehalten worden wären, sind leider nicht vor-

handen. Einen gewissen Niederschlag kann man vielleicht in dem Brief sehen, den Pater Kentenich, da Briefsonntag war, am selben Tag nach Schönstatt richtete. Darin teilt er auch, zwar in verkürzter Form, die Losung für die Arbeit der Schönstattfamilie im herannahenden Jahr 1943 mit, die er bereits in den Betrachtungen des 8. September geprägt hatte: „Praktisches Leben und Wirken aus der Inscriptio an die Mater ter admirabilis“. In dem Brief heißt es: „Ob wir auf Lockmittel baldiger Gebetserhöhung (d. h. die Freiheit, um die es in der Novene auf den 18. Oktober gegangen war) rechnen dürfen? Das haben wir nicht zu bestimmen. Wir kennen nur eins: Leben und Wirken aus der Inscriptio und darum wachsame Antwort auf kleine und kleinste väterlich-mütterliche Liebeserweise im Werktag. Möge darum die Feier nicht nur das apokalyptische Heilandsbild und die Zweieinheit zwischen Christus- und Mariengeheimnis festigen, sondern auch die heilige Messe als konkrete Form und Licht- und Kraftquelle der Inscriptio sichern.“ Man sieht: Der Ton wird stark auf das „praktische Leben und Wirken aus der Inscriptio“ gelegt, ähnlich wie es schon in dem Brief gleich nach der Jahreswende 1941/42 aus dem Gefängnis in Koblenz an die Priester der Zentrale der Bewegung geheißen hatte: „Ernst machen mit Blankovollmacht und Inscriptio im täglichen Leben . . . und die Unseren vor Phrasen schützen.“ Pater Fischer seinerseits bemerkte im Brief vom 1. November rückblickend auf den 18. Oktober: „Für mich und sicher auch für Onkel war es ein großer Gnadentag. Sendungsaufgaben und -gnaden wurden reich geschenkt.“

Im Dienste der Mitbrüder

Da Pater Kentenich als Gründer und Leiter des Schönstattwerkes so gut wie allen deutschen Priestern in Dachau wenigstens dem Namen nach bekannt war und so zu den bekanntesten Priestern auf Block 26 zählte, ist es nicht verwunderlich, daß er schon bald nach seiner Übersiedlung dorthin angegangen wurde, sich seinen Mitbrüdern in Predigten und Vorträgen zur Verfügung zu stellen. Am 20. Oktober trug sein stellvertretender Stubenältester, Pfarrer Gerhard Maashänsler aus der Erzdiözese Paderborn, ihm an, allabendlich zum Tagesabschluß in der Stube 4 eine kurze Betrachtung zu geben. Am selben Tag lud Lagerkaplan Dr. Franz Ohnmacht, ein Österreicher aus der Diözese Linz, ihn ein, am bevorstehenden Christkönigssonntag (25. Oktober) die Festpredigt zu halten.

Mit den Abendbetrachtungen auf seiner Stube begann Pater Kentenich am folgenden Tage. Von gelegentlichen Ausnahmen infolge höherer Gewalt abgesehen, sollte er sie etwa eineinhalb Jahre, bis zur Auflösung und Aufteilung der Stube 4 am 11. April 1944, durchhalten. Sie waren für ihn keine neue Belastung, da er ähnliches bereits auf dem Zugangsblock und bei den polnischen Priestern getan hatte. Seiner Art entsprechend knüpfte er in diesen Betrachtungen an Tagesereignissen im Lager oder an Kriegsgeschehnissen an, um sie im Licht des Vorsehungsglaubens auszudeuten. Wenn sich Gelegenheit bot, behandelte er größere Themenreihen: so über die Gottesmutter als Gefährtin und Braut Christi, oder, nachdem die berühmte Enzyklika Pius' XII. „Mystici Corporis“ erschienen und ein Exemplar des Textes in seine Hände gekommen war, über die Kirche als den geheimnisvollen Leib Christi. Sicher, weder Pater Kentenichs Art

noch der Inhalt seiner abendlichen Kurzvorträge war nach jedermanns Geschmack. Doch wurden sie von den Stubengefährten, die ihnen im Bett liegend lauschten, während Pater Kentenich meist mitten im Raum stand, mit Dankbarkeit aufgenommen, und nicht wenige bedauerten es mit Caritasdirektor Carls, daß die Vorträge nicht über den 11. April 1944 hinaus fortgesetzt wurden³¹.

Die Christkönigspredigt, mit der Pater Kentenich sich zum erstenmal dem ganzen Priesterblock vorstellte, muß man mit den beiden breitangelegten Vorträgen zusammen sehen, die er, gleichfalls auf Einladung des Lagerkaplans Dr. Ohnmacht, am 8. und 15. November nachmittags in der Kapelle von Block 26 hielt. Ihre Vorbereitung nahm er so wichtig, daß er nicht nur seinen engsten Gefährten, Pater Fischer, sondern, wie Pater Fischer und Joseph Joos berichten³², auch Pater Maurus Münch aus der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier zu Rate zog. Um was ging es ihm in der Predigt und in den Vorträgen? Pater Kentenich glaubte, über die Zielsetzung einer gewöhnlichen Sonn- oder Festtagspredigt hinausgreifen zu sollen. In seinen Südamerikaberichten vom Jahre 1948 sagte er: „Ich hatte die Absicht, den ganzen Priesterblock zusammenzuschweißen“, und zwar dadurch, daß er seine Mitbrüder für ein gemeinsames Blockideal zu gewinnen suchte. Niemand, der Pater Kentenich aus seiner damals schon dreißigjährigen Wirksamkeit in Schönstatt kannte, konnte sich darüber wundern, daß er diese Absicht hegte. Idealpädagogik war (und ist) ein wesentliches Stück seiner Begabung und Lebensaufgabe, und wenn er sie auch in Dachau anzuwenden versuchte, so bedeutete das lediglich, daß er seinen priesterlichen Mitbrüdern mit der Gabe dienen wollte, die Gott ihm gegeben hat. Ein Weiteres, Wesentliches kam hinzu: Er war überzeugt, daß in der Erarbeitung eines gemeinsamen Blockideals die gottgewollte Antwort auf die in jeder Hinsicht außergewöhnliche Situation der Priesterhäftlinge in Dachau lag. Dachau sollte von den Priestern nicht einfach nur „überstanden“, es sollte nach seiner Meinung eine Schule, geradezu eine Hochschule des „neuen Menschen“ werden, der in einer teuflisch verwirrten Zeit imstande ist, wie Pater Kentenich sich in einem der Vorträge ausdrückte, „Arche und Leuchtturm“ zu sein. Das aber hieß für ihn, seinen Mitbrüdern das Ideal des „neuen Menschen“ anziehend aufleuchten zu lassen³³.

³¹ Hans Carls, Dachau. Erinnerungen . . . , S. 98. Hier heißt es: „Sehr schön hatte im Jahre 1942/43 Pater Kentenich auf Stube 4 eingeführt, jeden Abend außer den Betrachtungspunkten, die er gab, in kurzen Sätzen zu den Ereignissen des Tages im Lager Stellung zu nehmen. Der Sinn dieser Ausführungen war, eine einheitliche Auffassung und damit Haltung von uns Geistlichen anzustreben und durchzuführen. Leider hat man später hierauf keinen Wert mehr gelegt.“

³² Fischer, a. a. O., Bd. II, S. 268; Joos, a. a. O., S. 132.

³³ Zu diesen Absichten Pater Kentenichs vgl. man, was Prof. Hittmair, selbst ehemaliger Dachauer Priesterhäftling, jüngst in den „Stimmen von Dachau“, Rundbrief Nr. 8 (Frühjahr/Sommer 1967), S. 24 schrieb: „Bisher lernte ich drei Arten von alten Dachauern kennen. Die ersten haben es schlecht überstanden und sind heute noch voll Haß und Fluchen; die zweiten ließen die Zeit der Gnade spurlos an sich vorübergleiten, und die dritten, die gingen aus den Exerzitien als neue Menschen hervor, die nicht nur die Welt, sondern auch sich mit neuen Augen sehen. Als ich, 1940 aus Dachau entlassen, wieder ins Gleichgewicht gekommen war, da kam mir oft der Gedanke, ich hätte die KZ-Zeit zu wenig als Zeit der Gnade erlebt, bewußt erlebt und so manches Kostbare vertan. Fast war ein Funke Freude dabei, als ich das nachholen konnte, weil man mich 1945, kurz ehe die Amis kamen, nochmals holte und ins Lager Reichenau steckte . . .“

Mit der Predigt am Christkönigsfest sollte ein erster Schritt in Richtung auf das gedachte Gemeinschaftsideal getan werden. Pater Kentenich führte seine Zuhörer mit Hilfe der Doppelfrage: „1. Was ist von unserer Haltung Christus dem König gegenüber unverändert geblieben? 2. Was hat sich daran geändert?“ in eine Konfrontation mit dem Christkönigsbilde der Geheimen Offenbarung, die ihn zeigt als das Lamm, das wie geschlachtet in der Mitte vor dem Throne steht und aus der Rechten dessen, der auf dem Throne sitzt, das mit sieben Siegeln versiegelte Buch empfängt, um die Siegel zu lösen, das heißt: die Weltenpläne des Ewigen Vaters zu entschleiern und durchzuführen (vgl. Geh. Offb. Kap. 5 u. 6). Ein Zweifaches wollte Pater Kentenich mit dieser Konfrontation erreichen: Einmal, die Zeit im allgemeinen und die Lage der Priester in Dachau im besonderen als apokalyptisch zu enthüllen und damit ihr wahres und tiefstes Verständnis als Phase des Kampfes zwischen Gott und Teufel, Gottes- und Teufelsreich zu ermöglichen; und zweitens: in der Person des Herrn, wie ihn die Apokalypse schildert, die reale und vollkommenste Verwirklichung des Priesterideals dieser apokalyptischen Zeit und Lage aufzuzeigen.

Am Sonntag nach dem Christkönigsfest, der im Jahre 1942 mit dem Feste Allerheiligen zusammenfiel, konnte Pater Kentenich weder Predigt noch Vortrag halten, ja nicht einmal an der hl. Messe teilnehmen; mit Pater Fischer hatte er auf ihrem Kommando Desinfektion gebrauchte Strohsäcke zu leeren. Vor Arbeitsbeginn gingen sie frühmorgens eine Stunde lang auf der Lagerstraße auf und ab und stellten miteinander Vorüberlegungen für die Vorträge an, die an den beiden folgenden Sonntagen stattfinden und nach Pater Kentenichs Plänen die in der Christkönigspredigt angesetzte Linie weiterführen und vertiefen sollten. Das angezielte Gemeinschaftsideal nahm in diesen und weiteren Besprechungen im Laufe der Woche eine erste, allerdings noch etwas ausführliche Formulierung an: „Wir Priester wollen uns mit demütiger und mutiger Bereitschaft einsetzen für Christus den König und den Auf- und Ausbau seines Reiches der Wahrheit und der Liebe.“ Da Straffung geraten schien, wurde daraus, nunmehr auch zugleich ins Lateinische übersetzt: „Vivamus et moriamur pro Christo Rege et pro regno Eius veritatis et caritatis! = Wir wollen leben und sterben für Christus den König und Sein Reich der Wahrheit und der Liebe!“

Im Vortrag am Nachmittag des 8. November griff Pater Kentenich die Frage nach einem gemeinsamen Ideal der Dachauer Priesterhäftlinge unmittelbar auf. Um Einwänden, mit denen er von vorneherein gerechnet hatte, zu begegnen, ging er zunächst darauf aus, seine Mitbrüder von der Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit, einer Gemeinschaftsarbeit im vollen Sinne des Wortes zu überzeugen. Nachdem er allgemeine Motive wie die: daß der Mensch ein soziales Wesen, daß der Christ ein Abbild der heiligsten Dreifaltigkeit sei, daß der Priester zur Aufrechterhaltung eines priesterlichen Lebenswandels der Stütze einer lebendigen Gemeinschaft bedürfe, gestreift hatte, verweilte er des längeren bei dem Motiv, das in seinen Augen besonderes Gewicht hatte: Die verhafteten deutschen Priester bildeten durch ihre Konzentrierung auf Block 26 innerhalb des Schutzhaftlagers eine eigene Gemeinschaft, die als solche auch von den Mitgefangenen empfunden und beachtet wurde. Aus dieser Tatsache las Pater Kentenich gemäß

der ihm eigenen Denkart den Wunsch Gottes ab, daß die Priester inmitten so vieler Menschen aus den verschiedensten Nationen, Christen wie Nichtchristen, Guten und Bösen, Irrenden und Suchenden das Beispiel einer christlichen Gemeinschaft vorleben sollten, um dadurch schon im Lager, aber vor allem in der turbulenten Zeit nach dem zu erwartenden Zusammenbruch Deutschlands – und hier nun fiel das oben erwähnte Wort – möglichst vielen Arche und Leuchtturm zu sein.

Thema des Vortrags am 15. November, eine Woche später, was das Persönliche Ideal. Ein ernst zu nehmendes Streben unter einem Gemeinschaftsideal war nur denkbar unter der Voraussetzung, daß, wie Pater Kentenich sich ausdrückte, ein tragfähiger Boden dafür gesichert war, und zwar dadurch, daß der einzelne grundsätzlich und praktisch die Sendung, die Gott mit seiner Existenz verbunden hat, mit anderen Worten: sein Persönliches Ideal, bejaht. Im einzelnen sprach er über das Persönliche Ideal (I) in seinem Wesen, wobei er von den Grundlagen des christlichen Exemplarismus ausging und eine Definition herausarbeitete, (II) in seiner Bedeutung und (III) in seiner Anwendung auf den einzelnen konkreten Menschen. Während wir von der Christkönigspredigt wie auch von dem Vortrag am 8. November eine vollständige und ziemlich detaillierte Disposition besitzen, bricht die dispositionsartige Mitschrift des Vortrages vom 15. November im zweiten Hauptteil („Das Persönliche Ideal in seiner Bedeutung“) ab.

Die Paketsperre fällt

Inzwischen aber hatte sich mancherlei zugetragen. Zunächst: Im Laufe der zweiten Hälfte des Monats Oktober fiel im Lager Dachau die Paketsperre. Um die Monatsmitte herum bemerkte man, wie immer mehr Gefangene zur sogenannten Postvernehmung beordert wurden und von dort Päckchen und Pakete mitbrachten. Diese unerhörte Beobachtung versetzte die Gefangenen in begreifliche Erregung. Wer war nach dem Hungersommer und angesichts der immer noch unter dem notwendigen Minimum liegenden Ernährung nicht daran interessiert, Pakete, vor allem Lebensmittelpakete zu empfangen! Noch aber hatte die Lagerleitung keine offizielle Erlaubnis für die Zusendung von Paketen erteilt, und nach den geltenden und bisher streng gehandhabten Vorschriften durften die Häftlinge es nicht wagen, vor der Erteilung dieser Erlaubnis in ihren Briefen offen um Pakete mit Lebensmitteln zu bitten³⁴. Gewitzte Häftlinge kamen indes auf einen guten Einfall: Sie bedankten sich im Brief bei ihren Angehörigen für Pakete, die gar nicht eingetroffen waren, in der Hoffnung, daß ihre Angehörigen dadurch auf die Möglichkeit, Pakete zu schicken, aufmerksam würden. So schrieb auch Pater Fischer in seinem Brief vom 18. Oktober 1942: „Herzlichen Dank zunächst für die lieben Briefzeilen, dann für die vierzehntägigen Geldsendungen und Paket mit den dauerhaften Lebensmitteln. Alles prompt ausgehändigt.“ Daheim in Koblenz-Pfaffendorf verstand man

³⁴ Vgl. Heß, a. a. O., S. 166. Daß gelegentlich schon vor der Aufhebung der Paketsperre einzelnen Gefangenen eingetroffene Päckchen ausgehändigt wurden, geht z. B. aus Jean Bernard, Pfarrerbuch 25 487, S. 60 ff. hervor. Ähnlich bestätigt Pater Kentenich im Brief vom 17. Mai 1942 die Ankunft von „Schuhen“ (sind Hausschuhe gemeint?) und Pater Eise im Brief vom 30. April 1942 den Empfang eines Taschentuches.

diese Nachricht in der beabsichtigten Weise und machte sich unverweilt daran, dem Sohn und Bruder nach siebzehn langen Monaten in Dachau endlich das erste Paket zu packen. Am 29. Oktober kam es bei Pater Fischer an, der am 1. November mit deutlich spürbarer Freude dafür dankte: „Donnerstag erhielt ich erst Euer liebes Paket; dann noch abends Euren lieben Brief. Bestimmt eine ganz große Freude für mich, aber auch für Euch. Mit wieviel goldechter Liebe und fast jubelnder Freude wird der Inhalt besorgt, geschenkt, verpackt worden sein. Es war das erste Paket nach so langer Zeit! Ein sichtbares Zeichen echter innerer Verbundenheit. Und wie fein überlegt und entsprechend war alles ausgewählt. Herzlichen Dank!“ In den folgenden zweieinhalb Jahren sollte Pater Fischer Gelegenheit haben, sich für nicht weniger als 118 Pakete bei seinen Angehörigen bedanken zu dürfen.

Noch vor Pater Fischer hatte Pater Kentenich am 22. Oktober ein Päckchen „von daheim“, aus Schönstatt, erhalten. Offenbar machten die Marienschwestern trotz aller Enttäuschungen von Zeit zu Zeit immer wieder den Versuch, mit Päckchen zu Pater Kentenich durchzudringen – bis es endlich gelang! Sein Inhalt war, weil es sich um einen Versuch handelte, verhältnismäßig bescheiden: ein halbes Pfund Butter, zwei gekochte Eier, ein Paar Strümpfe und Kleinigkeiten wie Salzstengel. Von diesem ersten Päckchen an beschlossen Pater Kentenich und Pater Fischer, mit Dr. Kühr und Dr. P., den beiden Schönstattnovizen, eine Paket- und Tischgemeinschaft zu bilden. Beide stimmten dem Vorschlag zu, und so erhielt jeder von ihnen aus dem Päckchen vom 22. Oktober den vierten Teil eines halben Pfundes Butter und die Hälfte eines gekochten Eies. Die zwei Patres konnten auf diese Weise schon früher als gedacht ihren beiden Freunden für das Butterbrot danken, das sie seit der Novene auf den 18. Oktober jeden Morgen zu Pater Kentenich auf das Arbeitskommando brachten und das dieser selbstverständlich mit Pater Fischer teilte.

Zur großen Enttäuschung der Häftlinge wurde die amtliche Paketerlaubnis, die schließlich Anfang November gegeben wurde, zunächst auf ein Paket pro Monat, dessen Gewicht fünf Kilogramm nicht überschreiten durfte, eingeschränkt. Für dieses Paket erhielt jeder Häftling einen Berechtigungsschein, der den Angehörigen zugeschickt werden und in dem ankommenden Paket obenauf liegen mußte, wenn es die Lagerzensur passieren sollte. Nach Carls ging diese einschränkende Verfügung auf einen der Schutzhaftlagerführer namens Jarulin³⁵, nach Lenz auf Schutzhaftlagerführer H. zurück³⁶. Lagerkommandant Weiß jedoch hob die Einschränkung, sobald er Kenntnis von ihr erhielt, auf und ließ Pakete in unbeschränkter Anzahl zu³⁷. Der Inhalt der Pakete übte bald eine wohltuende Wirkung aus. Wenn Pater Fischer unter dem 14. November nach Hause schrieb: „Fühle mich gesundheitlich nun recht wohl. Habe in letzter Zeit auch an Gewicht sehr zugenommen“, so waren andere Gefangene glücklicherweise in der

³⁵ a. a. O., S. 80. Nach Pater Fischer und anderen lautete der Name des genannten Schutzhaftlagerführers Jarolin, nicht Jarulin.

³⁶ a. a. O., S. 167. Wenn mit H. Schutzhaftlagerführer Hofmann gemeint sein soll, so wäre zu fragen, ob er im November 1942 noch in Dachau war.

³⁷ Lenz, a. a. O.; Carls, a. a. O.

gleichen Lage. Infolge der durch die Lebensmittelsendungen verbesserten Ernährung schloß sich endlich auch die Phlegmone an seinem linken Bein, die ihn seit dem Ausgang des letzten Winters nicht wenig gequält hatte.

Postsperre

War die Erlaubnis, Pakete zu empfangen, in jenen Oktobertagen ein freudebringendes Ereignis, so gab ein anderer Umstand gegen Ende des Monats Anlaß zu Sorgen. Die regelmäßige Zustellung der Briefe aus Schönstatt an Pater Kentenich setzte aus. In seinem Brief vom Vorabend des Allerheiligentages machte er deshalb am Schluß die ahnungsvolle Bemerkung: „Ihr Brief ist noch nicht hier.“ Auch während des ganzen Monats November kam aus Schönstatt keine Post bei Pater Kentenich an, so daß Pater Fischer am 29. November die Seinen wissen ließ: „Der Opferwilligkeit aller Lieben innezuwerden, beglückt sehr, zumal man schon so lange fern der Heimat weilt. Nur eines bedrückt mich, daß Onkel an der Ostfront seiner Mitteilung nach nun schon seit sechs Wochen weder Brief noch Päckchen erhalten hat, wo er selbst doch regelmäßig schreibt. Hoffentlich kommt er meinetwegen nicht zu kurz.“ Dann spricht Pater Fischer einen nicht unbegründeten Verdacht aus: „Doch wahrscheinlich macht die Frontpost Umwege, vielleicht kann auch schon einmal etwas durch Feindeinwirkung verlorengehen.“ In der Tat hatte Pater Kentenichs Post nach Schönstatt und die Post von dort an ihn Umwege gemacht und war durch Feindeinwirkung verlorengegangen: Sie landete nämlich bei der Gestapo in Koblenz. Der Brief vom 31. Oktober war der letzte der offiziellen Lagerbriefe Pater Kentenichs aus Dachau, der in Schönstatt ankam (am 9. November). Die beiden nächsten Briefe vom 14. und vom 28. November wurden von der Koblenzer Gestapo abgefangen und in der Straße „Im Vogelsang“ sorgfältig unter die Lupe genommen. Am 1. Dezember erfuhr Pater Kentenich von Jan Domagala, dem recht gut informierten polnischen Leiter der Lagerschreibstube, daß er Briefverbot habe, d. h. keine Briefe empfangen dürfe. Daß die Gestapo Koblenz ihre Hand im Spiele hatte, fand man ein wenig später unwiderleglich heraus, als Pater Kentenich trotz des von Domagala erwähnten Verbots – wohl durch einen Irrtum – den Brief einer Cousine erhielt, auf dem Kaplan Kostron die nicht ganz ausradierte Aufschrift „Gestapo Koblenz“ erkannte. Die volle Bestätigung für die Richtigkeit dieser Annahme bekam man Anfang Januar 1943: Bei der Erneuerung der Kartei der Postzensur entdeckte man an der Karte Pater Kentenichs eine kleine Fahne mit dem Vermerk: „Alle abgehende und ankommende Post an Gestapo Koblenz schicken.“

Was war geschehen?

Mit der Verhaftung Pater Kentenichs, des Gründers und Leiters der Schönstattbewegung, war das Interesse der Gestapo an Schönstatt keineswegs erloschen. Man beobachtete die Bewegung und besonders ihre Aktivität in Schönstatt selbst weiterhin so genau wie möglich und griff, nachdem man genug Anhaltspunkte zu haben glaubte, von neuem zu, und zwar in jenem Herbst 1942 bei zwei Mitgliedern der Gemeinschaft der Frauen von Schönstatt, Fräulein Maria Hilfrich und Fräulein Lotte Holubars. In der

Wohnung von Fräulein Holubars in Schönstatt fielen den Gestapoleuten Abschriften aller bisherigen Briefe Pater Kentenichs aus Dachau in die Finger. Waren die einzelnen Briefe der Lagerzensur in Dachau harmlos vorgekommen – eine Sammlung von Bibelsprüchen und theologischen Fachausdrücken –, so machte das Studium der gesammelten Briefe auf die Beamten der Koblenzer Gestapo einen ganz und gar nicht harmlosen Eindruck. Aus dem Zusammenhang fanden sie ohne Schwierigkeiten heraus, daß die angeblichen Paulusstudien nichts anderes als Beschreibungen der Zustände im Lager Dachau darstellten, und daß zum Beispiel Wendungen wie „Heiden-, Narren-, Sklaven- und Todesstadt“ (so im Brief vom 19. April) das Konzentrationslager Dachau meinten. Fräulein Hilfrich wie Fräulein Holubars wurden von der Gestapo verhaftet, die erste am 5., die zweite am 11. November 1942, und auf Grund eines Schutzhaftbefehls in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück in Mecklenburg eingeliefert, wo Fräulein Holubars zwei Jahre später, am 9. November 1944, verstarb.

Gegenüber Pater Kentenich beließ die Gestapo es einstweilen bei der verhängten Postsperrung, die sich für einige Wochen, jedoch nur bis Anfang Dezember, auch auf Päckchen und Pakete erstreckte. Am 9. Januar 1943 schickte Pater Kentenich des Versuchs halber noch einmal einen offiziellen Brief aus dem Lager, der natürlich mit Rücksicht auf die besondere Zensur in Koblenz einen völlig unverfänglichen Text aufwies. Als er die Gewißheit hatte, daß auch dieser Brief nur in den Dossiers der Koblenzer Gestapo gelandet war, verzichtete er fortan bis zum Ende seiner Schutzhaft darauf, diesen amtlichen Weg zu benutzen. Einen besonderen Glücksfall muß man es in diesem Zusammenhang nennen, daß weder die SS in Dachau noch die Gestapo in Koblenz auf die enge Verbindung zwischen Pater Kentenich und Pater Fischer aufmerksam wurde und auch nie den Nachrichten auf die Spur kam, die Pater Fischer über seine Angehörigen in Koblenz-Pfaffendorf in das nahe gelegene Schönstatt gelangen ließ. Das lag wohl daran, daß sein Fall nicht von der Gestapo Koblenz, sondern, weil er als Pfarradministrator von Groß-Stiebnitz im Adlergebirge verhaftet worden war, von der Gestapo Troppau (Sudetenland, heute Tschechoslowakei) behandelt wurde.

Das Jahr geht zu Ende

Der letzte Monat des erlebnisreichen Jahres 1942 brachte neue Überraschungen. Pater Fischer wurde zunächst von seinem geistlichen Lehrmeister getrennt. Schutzhaftlagerführer Jarolin bestimmte ihn Ende November mit drei anderen Priestern zum Blockschreiber, und er mußte daraufhin sowohl sein Arbeitskommando wie auch die Baracke 26 verlassen und auf Block 6, Stube 1, umziehen. Wie man hören konnte, war es Jarolin im Einvernehmen mit dem Kommandanten Weiß darum zu tun, die Macht der Kommunisten im Lager einzudämmen, und das wollte man unter anderem auch dadurch erreichen, daß man ihnen nach und nach einflußreiche Stellungen in der Häftlingsselbstverwaltung nahm und mit anderen Häftlingen besetzte. Die betroffenen Priester waren darüber nicht gerade sehr glücklich, wurden sie damit doch in Auseinandersetzungen hineingezogen, an denen sie sich als Geistliche nicht gerne beteiligen mochten.

Sie bekamen denn auch bald den Widerstand der Kommunisten zu spüren, die mit großem Geschick die drohende Einbuße ihrer Macht zu vereiteln suchten. Die mit Pater Fischer zu Schreibern ausersehenen Priester wurden schon bald wieder abgelöst. Pater Fischer selbst verschlug der unterirdische Kampf zwischen der SS und den Kommunisten Mitte Dezember zunächst einmal von Block 6 auf Block 30, zu den polnischen Priestern, und dann am 23. Dezember, zwei Tage vor Weihnachten, auf Block 20, der zugleich Neuzugänge und Kriminelle beherbergte. Gott sei Dank war ihm dadurch die Teilnahme am Weihnachtsgottesdienst auf dem Block der deutschen Priester nicht verwehrt. Wie sein Brief vom 3. Januar 1943 schilderte, fielen die Weihnachtsgottesdienste in diesem Jahr, was äußere Ausstattung betraf, prächtiger aus als das Jahr zuvor: Auf dem Altar brannten neun Kerzen, zwischen dem Tannenschmuck standen üppigblühende Primeln und rechts und links neben dem Altar Lorbeerbäume. Da Dalmatiken und Chormantel zur Verfügung standen, konnte sogar ein feierliches Levitenamt mit Assistenz zelebriert werden. An Liebesgaben von daheim fehlte es diesmal nicht, wenn auch nicht alle Pakete noch vor den Feiertagen eingetroffen waren. Die Tischgemeinschaft mit Dr. Kühn und Dr. P. gestaltete sich an den Festtagen besonders herzlich, und Pater Fischer hatte die persönliche Freude, daß der Blockälteste und noch zwei Mitgefangene des nicht gerade gut beleumundeten Blocks 20 an Weihnachten zur hl. Beichte und zur hl. Kommunion gingen.

Das alles war Grund genug, trotz der Hungerkatastrophe, der Invalidentransporte und des Massensterbens mit Dankbarkeit auf das sich neigende Jahr 1942 zurückzuschauen. Die letzten Tage des Jahres aber hatten für die Schönstätter ein weiteres Geschenk bereit. Als Pater Fischer, wie das seines Amtes als Blockschreiber war, am Morgen des 29. Dezember auf die Lagerschreibstube kam, fing er dort die Nachricht auf, daß Dr. P. aus dem Konzentrationslager entlassen werden sollte. Auf der Stelle lief er, um dem noch Ahnungslosen im Revier die Freudenbotschaft zu bringen. Unterwegs traf er Dr. Kühn, der ihn auf dem raschesten Wege zu der Stube führte, auf der Dr. P. sich gerade aufhielt. Dieser wollte es zunächst gar nicht glauben. Doch bald schon brachte der für ihn zuständige Blockschreiber die amtliche Nachricht. Noch am gleichen Tage sollte er das Lager verlassen dürfen, um nach Hause, zu seiner schwergeprüften Mutter zurückzukehren. Schnell begab sich Dr. P. zu Pater Kentenich und seinen anderen Freunden im Lager, um sich zu verabschieden. Es war selbstverständlich, daß er mit dem Vorsatz schied, so bald wie möglich auch nach Schönstatt zu fahren und persönliche Grüße von Pater Kentenich zu überbringen. Im Brief Pater Fischers vom 3. Januar 1943 schlug das überraschende Ereignis der Freilassung Dr. Ps. sich nieder in der Nachricht: „Eine schöne Weihnachtsgabe für Euch, natürlich auch für mich, war, daß unser Marianus in Weihnachtsurlaub fuhr. Hoffentlich hat er allen frohe Weihnachtsbotschaft gebracht.“ Am 16. Juli 1938 war Dr. P. ins Konzentrationslager Dachau geworfen worden, genau vier Jahre vor dem Akt des 16. Juli 1942. Rund viereinhalb Jahre hatte er in Dachau geschmachtet. Den Zurückbleibenden war seine Rückkehr in die Freiheit an der Wende eines neuen Jahres ein nicht geringes Hoffnungszeichen.

Buchbesprechungen

MIT DER FRAGE „WER IST EIN CHRIST?“ hat Hans Urs von Balthasar vor zwei Jahren die Reihe „Offene Wege“ eröffnet. Um die Beantwortung dieser Frage ist es mehr oder minder in allen bisher erschienenen Bändchen der Reihe gegangen, so auch in der zuletzt herausgekommenen Doppelnummer 4/5 „Der Christ auf der Bühne“. Von Balthasar hat sich darin mit drei anderen Autoren — Manfred Züfle, Paul Gregor und Iso Baumer — zusammengetan, um eine Anzahl von Werken moderner Dramatiker auf ihre Aussagen über den Christen zu untersuchen. Die ausgewählten Dichter und ihre Werke sind sehr unterschiedlicher Art und Qualität: neben Grandseigneurs der modernen Literatur wie T. S. Eliot und Reinhold Schneider stehen Charles Péguy — ein Schriftsteller, der immerhin schon 1914 gestorben ist —, Diego Fabbri, Bertolt Brecht, Friedrich Dürrenmatt und James Baldwin. Daß der Christ in den Augen so verschiedenartiger Autoren sich sehr verschieden ausnimmt, ist nicht verwunderlich. Dabei spielt eine Rolle, ob der jeweilige Dichter selbst engagierter Christ ist wie Reinhold Schneider und Diego Fabbri

ALS BAND 2 DES MARIANISCHEN JAHRBUCHS legt die Arbeitsgemeinschaft Marianischer Vereinigungen (Vorort: Johannesbund, Leutesdorf am Rhein) eine Arbeit von Dr. Josef Schreiner mit dem Titel: „Zu Unserer Lieben Frau — Mariengnadenstätten in deutschen Landen in diözesaner Sicht“ vor. Darin wird der Versuch gemacht, eine möglichst vollständige Übersicht samt einer, wenn auch kurzen, Geschichte der deutschen Marienwallfahrtsorte zu bieten, und zwar innerhalb der Grenzen Deutschlands von 1937. Der Verfasser geht dabei alphabetisch nach den einzelnen Diözesen vor. Aufgeführt werden nicht nur Wallfahrtsorte aus vergangenen Jahrhunderten, sondern auch solche, die erst in diesem Jahrhundert, ja selbst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind. So ist unter den Mariengnadenstätten der Diözese Trier auch Schönstatt mit seinem Heiligtum der „Dreimal wunderbaren Mutter und Köni-

oder nicht. Das heißt indessen nicht, daß die Aussage eines Nicht-Christen wie des Kommunisten Bertolt Brecht weniger wichtig und gewichtig sei. Aus den Abhandlungen wird eines deutlich: Das Drama des modernen Menschen ist ein Kampf des Menschen mit sich selbst und seiner Welt, ein Kampf, der zutiefst ein Leiden ist, verursacht, wie Dürrenmatt scharfsichtig sieht, durch die „kantische Wendung“ des Menschen zu sich selbst als Zentrum seiner Welt und die Entpersonalisierung Gottes zu einer Idee. Seither gilt mehr und mehr: „Wir wissen ja nichts anzufangen, die Dinge all und ich“ (Francis Thompson, Der Jagdhund des Himmels). Der Christ auf der Bühne der heutigen Welt dürfte demnach keine wichtigere Aufgabe haben, als durch sein Leben Zeugnis für den lebendigen personalen Gott zu geben.

Hans Urs von Balthasar — Manfred Züfle, Der Christ auf der Bühne (Offene Wege 4/5), Einsiedeln: Benziger Verlag 1967, 257 S., DM 16,80.

E. Monnerjahn

gin“ verzeichnet. Man begreift, daß eine immense Kleinarbeit nötig war, um alle Angaben zusammenzubringen, und man wird nicht erwarten, daß sie bis in alle Einzelheiten stimmen. So sei darauf aufmerksam gemacht, daß das zweimal (S. 40 und S. 169) erwähnte Albendorf in der Grafschaft Glatz nicht zum Erzbistum Breslau, sondern zum Erzbistum Prag gehört. S. 40 wird ferner ganz richtig gesagt, daß Albendorf heute unter polnischer Verwaltung steht, während es S. 169 heißt, daß die Tschechoslowakei es für sich beansprucht habe. S. 41 wird „Sei gegrüßt, du Gnadenreiche“ das „alte Wallfahrtslied von Grüssau“ genannt, das gar nicht so alt ist, da es erst 1939 entstand (Text von Georg Thurmair). Bei einigen historischen Angaben wie z. B. im Falle der Wallfahrtsorte Marienthal im Rheingau und Eberhardsklausen bei Wittlich wüßte man gerne, ob der Verfasser genauer bzw. im

Recht ist oder die neue Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche. Da im letzten Kapitel (XXV) unter den „Mariengnadenstätten in den weiteren Bistümern der Ostgebiete, die unter deutscher Jurisdiktion stehen“ außer dem zum zweitenmal genannten Albendorf nur Wallfahrtsorte aus Ostpreußen aufgeführt sind, fragt man sich, ob diese nicht — ebenso wie die schlesischen unter „Erzbistum Breslau“ — nicht unter dem Stichwort „Bistum Ermland“ in die alphabetische Abfolge eingeordnet werden könnten. — Weihbischof Cleven von Köln und Pater Generalsuperior Schultheis MSJ haben dem

Band ein Geleitwort geschrieben. Drei Register am Ende (I nach Diözesen, II nach dem Alphabet, III nach den Wallfahrtstiteln) erleichtern das Zurechtfinden.

Dr. Josef Schreiner, Zu Unserer Lieben Frau. Mariengnadenstätten in deutschen Landen in diözesaner Sicht (Marianisches Jahrbuch, Bd. 2, Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Marianischer Vereinigungen für Deutschland) Leutesdorf am Rhein: Johannes-Verlag 1967, 202 S., Großoktav, farbiger Umschlag, DM 19,50. E. Monnerjahn

ZU DEN BEMERKENSWERTESTEN Ereignissen der Nachkriegszeit im Raum der evangelischen Kirche Deutschlands gehört zweifellos die Gründung der Evangelischen Marienschwesternschaft in Darmstadt, die sich 1947 aus Bibelkreisen für Studentinnen und Oberschülerinnen unter der Führung von Mutter Basilea (Klara Schlink) und Mutter Martyria (Erika Madauss) herausbildete. In den zwanzig Jahren ihres Bestehens hat die Gemeinschaft eine beachtliche Entwicklung genommen und bereits bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Neben dem Mutterhaus in Darmstadt-Eberstadt, das die Schwestern mit ihren eigenen Händen erbauten, sind eine Reihe weiterer Gebäude („Land Kanaan“) entstanden, die ein Zentrum weitreichender christlicher Aktivität darstellen. In das innere Werden und die Geistigkeit der Schwesternschaft gibt eine Reihe von Büchern Einblick, die Mutter Basilea im Laufe der letzten Jahre geschrieben hat. An dieser Stelle sei ein besonderer Hinweis gegeben auf die beiden Bändchen „Vater der Liebe“ und „Maria. Der Weg der Mutter des Herrn“. Sie machen wohl mit den tiefsten Lebensquellen und Lebenskräften der Schwestern bekannt. Wie man als Schönstatter mit besonderem Interesse vermerkt, wollten die Schwestern von Anfang an „Vaterkinder“ sein, die das Bild des Vaters an sich zu tragen versuchen und denen Vaterwille, Vaterliebe und Verherrlichung des Vaters frei bejahte oberste Richtschnur ist. Das Vertrauen in die Sorge und Führung des himmlischen Vaters ist derart, daß die Gemeinschaft sich darauf festgelegt hat, außer Kartoffeln und Mehl nichts für

ihren täglichen Unterhalt Notwendiges zu kaufen, sondern alles von der göttlichen Güte zu erwarten, wie auch die Häuser der Gemeinschaft ganz ohne einen Pfennig eigenes Geld gebaut worden sind, allein im Vertrauen darauf, daß der Vatergott zur rechten Zeit helfen wird — was bisher auch immer geschah. So wollen die Schwestern sich und den an der Welt rätselnden Mitmenschen von heute ein „noch unentdecktes Land, das Land des Vaterhauses“, erschließen. Auf diesem wahrhaftig nicht leichten Weg sehen sie in der Jungfrau von Nazareth und Mutter des Herrn ihr Vorbild des Glaubens und der Hingabe. „Keiner hat so wider alle Vernunft glauben müssen wie die Mutter Maria“; ihr Glaube war „ein einzigartiger Glaube“, ein „Sprung ins Dunkle“, und wie das Leben ihres Sohnes „kreuzgezeichnet“ war, so mußte auch das ihre „unter dem Zeichen des Kreuzes stehen, denn es gehört ja unlöslich zu Ihm“. Möge die Nachahmung des Vorbildes Mariens die Evangelischen Marienschwestern zu einer immer tieferen Bindung an Maria, die Schwester und Mutter der „Vaterkinder“ Gottes führen — mit diesem Wunsche sei hier geschlossen.

Mutter M. Basilea Schlink, Vater der Liebe, Darmstadt-Eberstadt: Evangelische Marienschwesternschaft 1965, 2. Aufl., 194 S., DM 4,50.

—, *Maria. Der Weg der Mutter des Herrn, Darmstadt-Eberstadt: Evangelische Marienschwesternschaft 1965, 2. Aufl., 157 S., DM 5,50.* E. Monnerjahn